

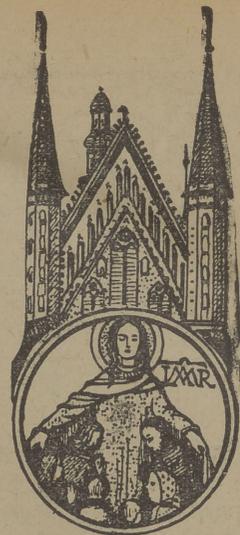


Ermländisches

Kirchenblatt

Herausgegeben im Auftrage d. Bischöfl. Ordinariats zu Frauenburg

✠ Bistumsblatt der Diözese Ermland ✠



Nr. 30. / 7. Jahrgang.

Ausgabe für Elbing und Umgegend

Elbing, 24. Juli 1938.

Heilige Mutter Anna (26. Juli)

Frohlocken laßt uns alle im Herrn bei der Feier des Festtags zu Ehren der hl. Anna. Ob ihres Festes frohlocken die Engel und jubeln das Lob des Gottessohnes. (Introitus.)

O Gott, Du hast der hl. Anna huldvoll die Gnade verliehen, die Mutter Deines eingeborenen Sohnes zu gebären; nun gib in Deiner Güte, daß die von uns heute gefeierte Heilige durch ihre Fürbitte bei Dir uns helfe. (Oratio.)

Gerechtigkeit hast du geliebt, Unrecht gehaßt. Darum hat dich Gott, dein Gott, mit Freudenöl gesalbt. — Alleluja, alleluja! Deine Lippen sind von Anmut übergossen; darum hat Gott auf immer dich gesegnet. Alleluja. (Graduale.)

(Aus der Meßliturgie am Feste der hl. Anna.)



Zwei schöne Schnitzwerke aus der zu Ende gehenden gotischen Zeit zeigen unsere Bilder. Beide Male ist es die hl. Anna, die dargestellt ist, und doch: wie verschieden die Auffassung des Künstlers! Das Bildnis der hl. Mutter Anna vom Flügelaltar der Schalmeyer Kirche (rechts oben) haben wir schon im vorigen Jahre unseren Lesern gezeigt. Hier ist es aber von einer anderen Sicht her photographiert, so daß der aufmerksame Beschauer neue Schönheiten erkennen wird, auch wenn der Gesamteindruck der gleiche bleibt: die anmutige, zarte, weiche, fast noch jugendliche Mütterlichkeit der hl. Anna, wie sie das Graduale der Festmesse besingt. Diesem aller Irdischkeit entzogenen Idealbilde gegenüber schaut uns die hl. Anna vom Frauendorfer Schnitzaltar (Nr. Heilsberg) mit herberem Ausdruck an. Schon die Kopfschleife mit dem Wangentuch in ihrer kantigen Linienführung betont die strengere Auffassung, die sich dann weiter kundgibt in den Formen der Augen, des Mundes und des Kinnes, sowie der ganzen energiegeladenen Kopfhaltung. Die Frauendorfer hl. Anna gibt uns weniger Kunde von einer die irdischen Realitäten übersehenden

DIE WOCHE DES CHRISTEN



Hütet euch vor den falschen Propheten! (Matthäus 7, 15—21)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafsschleudern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man etwa Trauben von Dornen oder Feigen von Disteln? So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen. Nicht jeder, der zu mir sagt: „Herr, Herr!“ wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Citurgischer Wochenkalender

Sonntag, 24. Juli. 7. Sonntag nach Pfingsten. Grün. Messe: „Omnes gentes, plaudite manibus.“ Gloria. 2. Gebet von der hl. Christina, Jungfrau und Martyrerin, 3. A cunctis. Credo. Präfation von Dreifaltigkeit.

Montag, 25. Juli. Hl. Jakobus, Apostel. Rot. Messe: „Mihi autem nimis honorati sunt.“ Gloria. 2. Gebet (nur in Privatmessen) vom hl. Christophorus, Martyrer. Credo. Apostelpräfation.

Dienstag, 26. Juli. Hl. Mutter Anna. Weiß. Messe: „Gaudeamus omnes in Domino.“ Gloria.

Mittwoch, 27. Juli. Hl. Pantaleon, Martyrer. Rot. Messe: „Re-tabitur iustus.“ Gloria. 2. Gebet A cunctis, 3. nach Wahl.

Donnerstag, 28. Juli. Hl. Nazarius und Gefährten, Martyrer. Rot. Messe: „Intret in conspectu tuo.“ Gloria. 2. Gebet A cunctis, 3. nach Wahl.

Freitag, 29. Juli. Hl. Martha, Jungfrau. Weiß. Messe: „Dilexisti iustitiam.“ Gloria. 2. Gebet v. d. hl. Felix und Gefährten, Martyrern, 3. A cunctis.

Sonnabend, 30. Juli. Von der Mutter Gottes. Weiß. Messe: „Salve, sancte Parens.“ Gloria. 2. Gebet von den hl. Abdon und Sennen, Martyrern, 3. vom Heiligen Geist. Muttergottespräfation.

Amtlich

Kaplan Mariensfeld-Osterode, z. Z. Kommendarius in Peterswalde bei Guttstadt, ist auf die ihm verliehene Pfarrstelle Peterswalde kanonisch instituiert worden.

Seligprechung eines Deutschen?

Kardinal Laurenti, der Präfekt der Ritenkongregation, hat das offizielle Dekret unterzeichnet zur Vorbereitung des Seligsprechungsprozesses für den Franziskanerpater Leo Heinrichs, der vor 30 Jahren in Denver (Nordamerika) ermordet worden ist. Pater Heinrichs war in Deutschland geboren und kam mit 19 Jahren nach Amerika, wo er zuletzt Superior des Klosters St. Elisabeth und Seelsorger der dazu gehörenden Pfarrei in Denver war. Er wurde, während er die hl. Kommunion austeilte, von einem Kommunisten namens Guiseppe MIA ermordet. Der Mörder empfing die hl. Hostie, spuckte sie aber plötzlich dem Priester ins Gesicht und schoß auf ihn. Ins Herz getroffen sank der Priester nieder, versuchte aber noch mit letzter Kraft, die hl. Hostien zu bergen, die er bei seinem Sturz verschüttet hatte. Der Verbrecher wurde am Kirchenausgang überwältigt und verhaftet. Bei der Aufbahrung des Priesters sah man, daß er um die Hüften und an den Oberarmen stählerne Ketten trug, die mit scharfen Stacheln versehen waren. Niemand hatte gewußt, daß der Pater eine so ungewöhnliche Kasteiung übte. Die Vorbereitungen zum Seligsprechungsprozeß wurden eingeleitet, als mehrere auf-

Sesseln entgegen

Bibelsektete für die 7. Woche nach Pfingsten

„Der Jünger steht nicht über dem Meister, der Knecht nicht über seinem Herrn.“ (Matth. 10, 24.)

Sonntag, 24. Juli: Apostelgeschichte 20, 1—16: Auf dem Wege.
Montag, 25. Juli: Apostelgeschichte 20, 17—38: Die schwere Abschiedsstunde.
Dienstag, 26. Juli: Apostelgeschichte 21, 1—16: Warnungen.
Mittwoch, 27. Juli: Apostelgeschichte 21, 17—36: Ein Plan und sein Mißlingen.
Donnerstag, 28. Juli: Apostelgeschichte 21, 37—22, 29: Rede ans Volk.
Freitag, 29. Juli: Apostelgeschichte 22, 30—23, 11: Vor dem Hohen Rat.
Sonnabend, 30. Juli: Apostelgeschichte 23, 12—32: In sicherem Geleit.

Kalendarium der ewigen Anbetung für den Monat August

Anbetung am Tage (6—19 Uhr)	Anbetung in der Nacht (19—6 Uhr)
1. Allenstein, Franziskanerkloster	1/ 2. Pfarrgem. Gyllau
2. Marienburg, Franziskanerkloster	2/ 3. Pfarrg. Nikolaiten, (Westp.)
3. Pfarrgem. Nikolaiten, (Westpr.)	3/ 4. Pfarrgem. Tiefenau
4. Pfarrgem. Seeburg	4/ 5. Pfarrgem. Seeburg
5. Bischofsburg, Antoniusaltersh.	5/ 6. Pfarrgem. Gr. Lejschienen
6. Neuhausen, Schwestern-erholungsheim	6/ 7. Braunsberg, Altes Kloster
7. Pfarrgem. Rehnhof	7/ 8. Pfarrg. Allenstein, St. Joseph
8. Pfarrgem. Allenstein St. Joseph	8/ 9. Pfarrgem. Wormditt
9. Pfarrgem. Wormditt	9/ 10. Pfarrgem. Marienwerder
10. Pfarrgem. Marienwerder	10/ 11. Pfarrgem. Braunsvalde
11. Pfarrgem. Braunsvalde	11/ 12. Braunsberg, Neues Kloster
12. Pfarrgem. Roßenberg	12/ 13. Pfarrgem. Neufirchhöhe
13. Pfarrgem. Neufirchhöhe	13/ 14. Pfarrgem. Krefollen
14. Pfarrgem. Fr. Holland	14/ 15. Pfarrgem. Dietrichswalde
15. Braunsberg, Marienranken.	15/ 16. Bischofsstein St. Barbara-rankenhaus
16. Röbel, Katharinenkloster	16/ 17. Pfarrgem. Gr. Kleeberg
17. Pfarrgem. Klauendorf	17/ 18. Pfarrgem. Klauendorf
18. Pfarrgem. Röbel	18/ 19. Pfarrgem. Schulen
19. Pfarrgem. Braunsberg, Neust.	19/ 20. Kgb. Ponarth, St. Josephsh.
20. Pfarrgem. Dt. Eylau	20/ 21. Pfarrgem. Ortelsburg
21. Pfarrgem. Bilderweitschen	21/ 22. Pfarrgem. Reichenberg
22. Pfarrgem. Reichenberg	22/ 23. Pfarrgem. Labiau
23. Pfarrgem. Frauenburg	23/ 24. Pfarrgem. Frauenburg
24. Wormditt, St. Andreasberg	24/ 25. Mehlsack, St. Georgstrankh.
25. Wormditt, St. Georgshospital	25/ 26. Wormditt, St. Elisabeth-rankenhaus
26. Heilsberg, Katharinenkloster	26/ 27. Marienburg, Marienranken.
27. Allenstein, Marienrankenhaus	27/ 28. Pfarrg. Braunsbg., Altstadt
28. Pfarrgem. Gr. Bartelsdorf	28/ 29. Pfarrg. Königsbg. (Propstei)
29. Pfarrgem. Königsbg. (Propstei)	29/ 30. Bischofsburg, Josephstrankh.
30. Pfarrgem. Raunau	30/ 31. Wartenburg, St. Georgsheim
31. Pfarrgem. Mensguth	31/ 1. Königsberg, Elisabeth-rankenhaus

den Mütterlichkeit, sondern stellt uns viel mehr die Gestalt der Großmutter Anna vor Augen, in deren Gesicht die Strenge des Lebens und auch das Leid seine Züge geschrieben hat. In beiden Bildern mögen wir die Fülle des Reichthums ahnen, die in der St. Annenverehrung unseres Volkes steckt.

fallende Heilungen bekannt wurden, die sich am Grabe des Gottesmannes ereigneten. Auch viele andere Erhörungen werden seiner Fürbitte zugeschrieben.

5 000 Indianer bitten um eine Seligsprechung

Ein einzigartiges Seligsprechungs-gesuch wurde in diesen Tagen dem Heiligen Vater von 5000 Indianern der Vereinigten Staaten von Nordamerika übersandt. Es besteht aus einer Sammlung von Gesuchen der einzelnen Stämme, abgefaßt in den verschiedenen Sprachen, teilweise in Zeichensprachen. Die Unterschriften bestehen teils aus einem X, teils aus Fingerabdrücken. Unter den Unterzeichneten befinden sich berühmteste Stämme und Häuptlinge. Es handelt sich um die Seligsprechung einer jungen Indianerin, Kateri Teleswitha, die Lilie der Mohawks, die im Jahre 1680 gestorben ist. Sie führte ein heiligmäßiges Leben und wurde wegen ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit von den Zaubern ihres Stammes verfolgt. Ihr Grabmal befindet sich an den Ufern des St. Lawrence-Flusses und ist das Ziel zahlreicher Pilger. Viele Heilungen und Gebetserfüllungen werden auf ihre Vermittlung und die Beteiligung der Erde auf ihrem Grab zurückgeführt. Einer der Häuptlinge hat dem Gesuch die Bemerkung hinzugefügt: „Ich bin traurig, daß wir Ihren ersten Missionar ermordet haben. Aber heute ist es anders. Wir möchten gern, daß Sie uns sagen, daß unsere kleine Kateri Teleswitha für uns arme Sünder betet.“ Das Gesuch ruht, eingehüllt in selbstgefertigtes Pergament, in einer Truhe, deren Holz aus der Heimat Kateris stammt.

St. Christophorus / Zu seinem Feste am 25. Juli

Unter den mancherlei Neuererscheinungen, die das religiöse Volksleben unserer Gegenwart hervorgebracht hat, ist eine, die schon oft das Augenmerk auf sich gelenkt hat und ständig zu besinnlicher Betrachtung Anlaß gibt: die Gestalt des hl. Christophorus beginnt wieder stärker sichtbar zu werden; sie ist offensichtlich im Begriffe, aus dem Dunkel der Vergangenheit herauszutreten und ihren alten Platz in der Volksfrömmigkeit wieder einzunehmen, anscheinend sogar einen höheren Platz als früher. Die Kennzeichen dafür sind vielfältig: unter den Werken der bildenden Künstler aller Richtungen und Zweige begegnet man dem Heiligen in wachsendem Maße und stets in Darstellungen, die sichtlich die Sprache unserer Zeit zu reden suchen; das religiöse Schrifttum wie das lebendige Kanzelwort sehen sich von Christophorus ergriffen, und wo das Christophorus-Bild, auf Prozessionsfahnen gestickt, einer kirchlichen Gemeinschaft voranschwebt, da öffnen sich ihm alle Christuszugewandten Herzen. Man sieht und erkennt in ihm förmlich einen Herold des religiösen Denkens und zumal des religiösen Wollens unserer Zeit.

Hiermit kommt auch bereits zum Ausdruck, daß die Volksfrömmigkeit unserer Tage sich auf jenen Teil der Christophorus-Verehrung wiederbesinnt, der stets deren wesentlicher Teil war. Denn wenn auch Sankt Christophorus zu den „vierzehn Nothelfern“ gehört, deren Verehrung vorzugsweise im Begehren nach Heiligen-Hilfe in irdischen Nöten und Gefahren wurzelt, so ist doch diese mannhafte Kraftgestalt dem Volke des glaubensfreudigen Mittelalters stets weit mehr gewesen als ein Heiliger, der, wie der Ausdruck der nüchternsachlichen Geschichtsschreibung lautet: „für irgendwelche praktischen Bedürfnisse des Lebens „gut“ war“. Der „Christusträger“ war zunächst — in gleicher Weise wie St. Georg — der Lieblingsheilige der deutschen Ritterschaft, weil in seinem Leben und Wirken die im Dienste Christi veredelte und geheiligte menschliche Kraft sich offenbarte. Jene Zeit des freudigen Mannestums, die sich von stärkstem Kraftgefühl erfüllt sah, war besonnen und verständig genug, um nach dem höheren und eigentlichen Sinn der Kraft zu fragen; sie war auch sittlich genug, um ihre Kraftfülle nur dem besten und edelsten aller irdischen Zwecke widmen zu wollen und sah deshalb in der von der Legende zu einem Riesen umgeformten Gestalt des hl. Christophorus, der nur „dem Stärksten“ zu dienen gewillt war und dadurch naturnotwendig zu Christus gelangte, die Idealgestalt eines Christuszugewandten Helden. Da die Kraft des Starken sich nicht schöner und edler äußern kann, als wenn sie dem Schwächeren schützend und helfend zur Seite steht, kam es ganz von selbst, daß St. Christophorus von jenen Bruderschaften zum Schutzherrn gewählt wurde, die sich die Aufgabe stellten, den Reisenden im Winter bei dem gefährvollen Uebergang über die Alpen hilfsbereit zur Seite zu stehen. (Die bekannteste dieser Bruderschaften ist jene, die Heinrich von Kempfen errichtete; sie war namentlich in Tirol und Vorarlberg verbreitet, wurde der Antrieb für jenes Werk, das später zu Ehren des Bischofs Godehard auf den Höhen des Gotthardpasses errichtet wurde und ebenso zu jenem, das die Mönche auf dem Großen St. Bernhard schufen, — Vorläufer der späteren Bergführervereinigungen und „Bergwachten“.) Als — 1517 in Oesterreich, 1590 in Sachsen — adelige Genossenschaften sich entschlossen, der wüsten Unsitlichkeit des Trinkens und Fluchens entgegenzutreten, geschah es im Namen des hl. Christophorus. Und als später im Zeitalter des Gewerbesleißes und der aufblühenden Zünfte das zu Wohlstand gelangte Bürgertum die Außenwände seiner Häuser mit Malereien zu schmücken begann, wählte es wiederum mit Vorliebe das Bild des hl. Christophorus, — zum Teile wohl, um es der Ritterschaft und dem Adel gleichzutun, aber ebenso, um sich und andere zu ermahnen, wie Sankt Christophorus „die Bürde Christi freudig zu tragen“. Denn nicht Christ zu sein überhaupt, sondern freudigen Herzens Christ zu sein, erschien diesem gesunden Geschlecht die höchste Erfüllung des Lebens.

Kirchen als Ställe und Schlachthäuser. Der Engländer Julian Amery, der eine Reise durch das spanische Kriegsgebiet machte, gibt einen erschütternden Bericht über die Grausamkeit der rotspanischen Horden: Einen traurigen Anblick bieten die von den nationalen Truppen eroberten Städte. Die Roten haben alles Erreichbare mitgeschleppt und vor ihrem Rückzuge ganze Straßen eingeebnet oder in die Luft gesprengt. In allen Städten und Dörfern haben die Bolschewiken das Innere der Kirchen ganz zerstört und die Kirchenschiffe als Markthallen, Garagen oder Ställe benutzt. In Cappe sei eine Kirche in ein Schlachthaus umgewandelt worden. Die Übelste aller Greuelthaten sei die Eröffnung von Gräbern. Auf einem Friedhof in Huesca seien allein über 700 Gräber geöffnet worden, dann die Leichen geplündert und ihre Schmucksachen geraubt. Auf den Leichensteinen hätten die Roten prahlerische Inschriften hinterlassen, daß sie in den Gräbern geschlafen hätten . . .



Der hl. Christophorus
in der Frauendorfer Kirche
(Kreis Heilsberg).

Spätgotische Figur (um 1500) auf dem barocken
linken Seitenaltar.

Ein deutsches St. Annenfest in Kanadas Prärie

Die hl. Mutter Anna gehört zu den wenigen weiblichen Heiligen, denen das gläubige deutsche Volk besonders zugetan ist und die es von altersher in volkstümlicher Weise verehrt. Es ist daher auch nichts Außergewöhnliches, daß unsere katholischen Auslandsdeutschen gerade die St. Annenverehrung als besonderes Erbe der Heimat hochhalten und das St. Annenfest feiern. Auf meiner Fahrt durch Kanada erlebte ich ein solches Fest mitten in der Präriegegend.

Es war an einem warmen Julimorgen. Heiß brannte die Sonne auf die Teerstaken von Regina, der Stadt mitten in der Präriegegend Kanadas, die gegenwärtig die meisten deutschen Einwohner zählt. Ich suchte die Wohnung des katholischen deutschen Pfarrers, dem ich Grüße aus der Heimat überbringen sollte. In der German town, so nennen die Kanadier die deutsche Randiedlung Reginas, war es nicht schwer, das Pfarrhaus herauszufinden: unter schattigen Hornbäumen lag es neben Kirche und Schule. Der Pfarrer, ein Oblatenpater von der Mosel, empfing mich freundlich, und das Ergebnis meines Besuches war eine Einladung zum St. Annenfest. Die katholische deutsche Gemeinde wollte es als Pfarrfest am folgenden Tag, einem Sonntag, feiern. Es sollte mit einer Annenkirchmesse draußen vor der Stadt auf einer großen deutschen Farm beendet werden. Nur zu gern entsprach ich der Bitte des Pfarrers, an dem Pfarrfest teilzunehmen und auch des Nachmittags auf der Festwiese einige Worte an die Frauen zu richten.

Am Sonntagmorgen geh ich um halb acht Uhr zur heiligen Messe. Der Weg vom Hotel zur Kirche ist nicht weit. Unterwegs begegnet mir der katholische deutsche Mütterverein. Zu zwei und zwei, jede mit einer großen blauen Schleife als Vereinsabzeichen, so ziehen die Frauen feierlich zur Kirche. Heute ist ja ihr besonderer Festtag; da will keine von ihnen bei der gemeinschaftlichen hl. Kommunion fehlen.

Am Eingang der Kirche sind Gottesdienstordnung und andere Bekanntmachungen in deutscher Sprache angeschlagen. In die Augen fällt die Einladung zum St. Annenfest.

Die Singmesse beginnt. Die Orgel spielt ein kurzes Prä-
ludium, dann fällt die ganze Gemeinde mit kräftiger Stimme

ein: „Hier liegt vor Deiner Majestät . . .“ Der Pfarrer steigt auf die Kanzel. Heute, am St. Annentag, gilt seine deutsche Predigt vornehmlich den Frauen: die hl. Anna, die hehre Patronin ihres Vereins, soll ihnen immer leuchtendes Vorbild in der Familie bleiben.

Es war nicht zum erstenmal, daß ich das heilige Opfer in einer auslandsdeutschen Gemeinde mitfeierte; und doch packte mich an diesem Morgen besonders stark der Gedanke: eine lebendige auslandsdeutsche Kirchengemeinde, die treu zum kirchlichen Brauchtum der alten Heimat steht, ist die beste Stütze zur Erhaltung deutscher Volksart.

Als dann der Pfarrer noch mitteilte, daß ich als Gast aus der deutschen Heimat gekommen sei und am St. Annenfest nachmittags teilnehmen würde, wußte ich, daß es gleich nach dem Gottesdienst nicht an Einladungen fehlen würde, mich mit dem Auto zur Farm, dem Festplatz, hinauszufahren. Ich hatte mich nicht getäuscht. Pünktlich nachmittags zwei Uhr wurde ich abgeholt.

Drei Viertelstunden ging es draußen vor der Stadt an Wiesen, Feldern und Farmen vorbei. Das weite Gebiet ringsum hat den Charakter einer eigentlichen Prärielandschaft verloren. Dort, wo noch vor wenigen Jahren zahllose Büffel vor den jagenden Indianern über endlose Grasflächen dahineilten, sind heute unübersehbare Weizenfelder. In unermesslicher Arbeit, nicht zum wenigsten durch die vielen deutschen Familien, die sich dort angesiedelt haben, ist die einsame Prärie umgestaltet worden. Büffel und Indianer sind verschwunden, doch die endlose Weite ist geblieben. Die sich heute in der Endlosigkeit kraftstrotzender Weizenfelder kundtut.

Viele Kilometer liegen die einzelnen Farmen von einander entfernt; aber Auto, Telefon und Radio überwinden die Einsamkeit. An den Landstraßen stehen hin und wieder Holzblöcke, auf denen weiße Briefkästen aus Holz oder Blech angebracht sind. Jeder Farmer holt sich mit dem Auto selbst seine Post aus dem Briefkasten und legt die abzusendenden Briefe hinein. Dabei hält er es für überflüssig, den Briefkasten abzuschließen. Und doch kommt in dieser Einsamkeit die Post vielleicht schneller und sicherer an ihren Bestimmungsort als in den Riesenstädten amerikanischen Formates.

Das alles erzählen mir die drei jungen Mädchen, die mit mir hinausfahren. Ihre eifrige Art des Erzählens verrät Stolz und Freude. Und sie können mit Recht stolz sein auf ihre Eltern und Großeltern, die als Siedler hier Großes geleistet haben. Die unübersehbaren Weizenfelder zu beiden Seiten unseres Weges bestätigen es.

Endlich liegt das Ziel unserer Fahrt vor uns. Aus üppigem Buschwerk lugen große Wirtschaftsgebäude hervor. Mehrere hundert Leute, klein und groß, sind zeitiger als wir von Regina aus hierher gefahren. Als wir ankommen, ist die Annenkirche schon in vollem Gange. An Volksbelustigungen fehlt es nicht. Ein regelrechtes Volksfest!

Dort, wo dichtes Buschwerk einen freien Platz einzäunt, versammelt sich die Pfarrgemeinde gegen halb vier Uhr nachmittags zum offiziellen Teil des Festes. In Ermangelung eines Rednerpultes wird ein Tisch herbeigebracht. Nach den üblichen Begrüßungsworten hält der Pfarrer die Festrede. Dann soll ich zu den Frauen sprechen. Da stehe ich auf dem Tisch, um mich herum mehrere hundert Auslandsdeutsche, denen die neue Heimat Kanada nicht das Heimweh nach der alten deutschen Heimat hat aus dem Herzen nehmen können.

Ich spreche zu den Frauen über zwei St. Annenbilder, die den auslandsdeutschen Frauen Wegweiser in der Erziehung ihrer Kinder sind: „St. Anna als Erzieherin“ (von Murillo): Die Mutter Anna unterweist ihre Tochter Maria in der hl. Schrift, lehrt sie das heiligste der Bücher lesen in ihrer Muttersprache; und „St. Anna beim Tempelgang Mariä“ (von Tizian): Das Kind Maria, von Licht umstrahlt, schreitet zuversichtlich die hohe Tempeltreppe empor. Mutter Anna hat sie bis hierher gebracht, wo der Hohepriester mit ausgebreiteten Armen das Kind Maria empfängt, an der Stätte des Gebetes und des Unterrichts. Was der hl. Mutter Anna der Tempel war, das muß den christlichen auslandsdeutschen Müttern Kirche und Schule sein. An der Wiege ihres Kindes singt die Mutter in ihrer Muttersprache; in ihrer Muttersprache lehrt sie das Kind die ersten Gebetlein sprechen. Was sie gepflanzt, das müssen Kirche und Schule weiterentwickeln mit ihr in der heranwachsenden Jugend. Wenn Elternhaus, Kirche und Schule bei unseren Auslandsdeutschen einträchtig zusammengehen, sind sie der beste Hort zur Erhaltung von Glaube und deutschem Volkstum.

„Nach der Heimat möcht' ich wieder“, erschallt es nun über Kanadas Prärie. „Sei gegrüßt in weiter Ferne! Teure Heimat, sei gegrüßt!“ — Und manches feuchte Auge unserer deutschen Brüder und Schwestern schämt sich nicht der Tränen im Heimweh nach dem deutschen Mutterland.

Die offizielle Feier ist zu Ende. Ich mische mich bald hier, bald dort unter die Leute, die vor Freude nicht wissen, was sie mir Gutes tun sollen. Allerlei wissen sie zu erzählen. Die einen sind aus dem Elsaß, andere sind Schwaben aus Südrussland und der Bukowina, wohin ihre deutschen Vorfahren ehemals ausgewandert. Sie schwäbeln heute noch so, als wären ihre Vorfahren nie in Rußland und der Bukowina gewesen. Wieder andere stammen aus der Eifel. Ich werde nie das alte Mütterlein vergessen, das nun schon 21 Jahre in Kanada lebt. Sein sehnlichster Wunsch ist, in der Eifel Heimat begraben zu werden. — „Wenn das aber nicht geht“, so meint es, „und so wird es wohl nicht möglich sein, dann soll doch wenigstens daheim mein Name auf der Eltern Grabstein eingehauen werden.“

Am Spätnachmittag muß ich die Rückfahrt antreten. Zum Abschied ein nicht endenwollendes Winken und tausend Grüße an die teure deutsche Heimat. Else Giese.

Geldenhafte katholische Jugend

Neben dem Heldentum der Priester in dem nun schon zwei-jährigen Kringen in Spanien hebt sich leuchtend hervor der Heroismus junger Katholiken. Darüber berichtet das Oberschlesische Katholische Kirchenblatt. Tausende und aber Tausende der jungen Katholiken haben für ihren Glauben auf dem Schlachtfeld, in den Gefängnissen, vor den Gerichten Zeugnis gegeben. Ein Luiz Ortis, der auf den Höhen von Leon tödlich verwundet wurde, richtete sich sterbend auf, tauchte seine Finger in das hervorquellende Blut und zeichnete auf seine zeretzten Glieder das Zeichen des Kreuzes. Celestine Jazo sang bei der Einlieferung ins Hospital von Oviedo das Bekenntnislied der katholischen Jugend und starb mit dem Ave Maria auf den Lippen. Antonio Rivera äußerte sterbend im Alcazar zu Toledo, er freue sich, im Todestampf dem Heiland ähnlich zu sein.

Von Franz Trallero berichtet der Bischof von Santander, daß er offen und ohne Scheu für seine katholischen Ideale eintrat. Die Häupter der Volksfront fanden im Archiv des Bischofs von Santander einen mit christlicher Festigkeit geschriebenen Brief, den Trallero als Präsident des katholischen Jugendverbandes an seine Mitarbeiter gerichtet hatte. Dieser Brief brachte ihn vor den Richter. Dort erklärte er, durch Gottes Gnade sei er katholisch und höre der katholischen Jugendorganisation an. Unter der Beschuldigung, aktiv in der katholischen Aktion tätig gewesen zu sein, schleppte man den mutigen Jugendführer auf den Gefangenen-dampfer „Alfonso Perez“, wo er sich in frommer Hingabe an Gott auf das Martyrium vorbereitete, das ihm dann auch zuteil wurde.

Als die Stadt Pozoblanco in die Hände der Roten fiel, nahm man auch den 22-jährigen Vizepräsidenten des katholischen Jungmännerverbandes der Stadt gefangen. Aus dem Kerker schrieb

dieser dann an seine Angehörigen, er preise Gott, der ihm so Gelegenheit gebe, seine Seele zu läutern. Man möge seinen Tod mit christlicher Rache rächen, indem man den Urheber dieses Todes alles Gute erweise. Aehnliche Worte fand dieser Jugendführer vor dem Gericht zu Jaen und vor dem Hinrichtungskommando.

Der katholische Jugendführer Julian Martin Aguijo war lange Zeit vor seiner Hinrichtung mit etwa 200 Jugendlichen aus Santander, 100 aus Toledo, 50 aus Oviedo u. a. zusammen eingesperrt und erwarb sich durch sein heldenhaftes, hilfsbereites Verhalten im Gefängnis den Titel eines „Apostels der Kerker von Gijón“.

Apostolatgruppen katholischer Jugend sind heute in allen Städten Nationalspaniens, an der Front, in der Etappe, auf dem Kreuzer „Almirante Cervera“ an der Arbeit. An der Madrider Front hielt ein Feldgeistlicher einer solchen Gruppe sogar Exerzitten. In der letzten Weihnachtsnacht reichte ein Priester einer Gruppe katholischer Jungmänner bei Teruel, die 30 Stunden nüchtern geblieben waren, die heilige Kommunion, nachdem er für sie in eifriger Kälte unter freiem Himmel die heilige Messe zelebriert hatte.

Der Generalrat der katholischen Jugend Spaniens richtete an die jüngsten Mitglieder folgenden Appell, der für den Geist kennzeichnend ist, der gegenwärtig die spanische katholische Jugend befeuert: „Von allen erbitten wir für unser Werk und unser Vaterland besonders dringendes Apostolat. Damit bald der Endsieg unserer Waffen und damit der Friede Christi im Reiche Christi komme, ist vor allem das Gebet nötig, das Gebet für unsere jungen Mitbrüder, die an den Fronten kämpfen oder unter dem Joch der Roten leiden, auf daß Gott sie gesund an Seele und Körper erhalte. Zu den Gebeten muß sich das Opfer gesellen. Das neue Spanien erstkeht in Blut und Tränen. Mögen es unsere jungen Brüder verstehen, ihre Launen und Leidenschaften zu beherrschen, auf ihre Bequemlichkeit zu verzichten und sich jeden Tag in der Erfüllung ihrer Pflicht zu opfern.“

Katechismus für große Leute

Gott, der unendlich vollkommene Geist

Im Gegensatz zu der allgemeinen Neigung der Liturgie, die Gebete in der „Wir“-Form zu gestalten, beginnt das Apostolische Glaubensbekenntnis unter deutlicher Voranstellung des einzelpersonlichen „Ich“ mit den Worten: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater . . .“ Es genügt nicht, wenn die kirchliche Gemeinschaft als Ganzes ihren Glauben an Gott bekennt, sondern jeder einzelne muß zur Entscheidung aufgerufen werden und in seinem eigenen Namen den Gottesglauben bezeugen. Nicht die unpersönliche „Seele“ einer menschlichen Körperschaft, sondern die Einzelpersönlichkeit des Menschen weiß sich vom persönlichen Gott zur Verantwortung gerufen und antwortet in demütig gebetetem Bekenntnis.

Dieses Bekennen und Anerkennen Gottes ist dem denkenden Menschen nicht zu schwer gemacht. Im Gegensatz zu dem Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer“ heißt es hier: „Aller Anfang ist leicht“; denn nach der ausdrücklichen Lehre des Vatikanischen Konzils kann das Dasein Gottes mit dem Lichte der Vernunft mit Sicherheit erkannt werden. Und die hl. Schrift sagt: „Der Tor spricht in seinem Herzen: es gibt keinen Gott.“ Es müßte also jemand schon mit blinder Torheit geschlagen sein, um der gänzlichen Gottlosigkeit zu verfallen. So sagt der Naturforscher Chr. Fr. Schönbein: „Die Tore sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott. Das ist das Urteil, welches schon vor Jahrtausenden über diese moderne Weltanschauung ausgesprochen wurde, und ein kürzeres und wahreres läßt sich auch jetzt nach Jahrtausenden nicht fällen. Daher kommt es, daß ein Gottesleugner für den Menschen von jeher eine noch unheimlichere Erscheinung geworden ist als ein Wahnsinniger; denn man zieht ihn der größten Sünde, die begangen werden kann, der Verleugnung seines Ursprungs.“

Das Dasein eines überweltlichen, mit Schöpferkraft ausgestatteten, höchsten Wesens zu begreifen ist also verhältnismäßig leicht; um so unbegreiflicher und von keinem menschlichen Verstande zu durchdringen ist das Geheimnis des göttlichen Wesens. Wir können hier im Grunde genommen nur anbetend staunen, wie es der Apostel tut: „O Tiefe des Reichums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes!“ Es ist, als ob Gott selbst dem grübelnden Menschengestalt hier die Schranken gesetzt hat, als er zu Moses sprach: „Ich bin, der ich bin“ oder richtiger übersetzt: „Ich bin, der da ist“. Der Mensch soll zunächst erfassen und sich im Wesentlichen damit begnügen, Gott als den notwendig und absolut Seienden anzuerkennen und daraus die Folgerungen zu ziehen; das ist der erste Schritt, der ihn Gott näher bringt.

Der absolut Seiende kann nichts Körperliches, sondern muß ein Geist sein; und zwar ein unerschaffener, ohne Anfang und Ende, ohne Kraftverlust und Veränderung bestehender, reinste Lebendigkeit atmender Geist. Darum belehrt Christus die Samariterin am Jakobsbrunnen: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4, 24.) Denselben Gedanken scheint der Völkerapostel auf dem Areopag in Athen in die Heidenwelt hineinrufen zu wollen: „Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Händen gemacht sind, noch wird er von Menschenhänden bedient, als bedürfte er etwas, da er selbst allen Leben und Odem und alles gibt.“ (Apg. 17, 24.)

„Die hl. Schrift redet zwar vom Auge Gottes, von seinen Ohren und Händen, aber das ist nur bildlich gesprochen.“ So sagt denn der hl. Hilarius bei der Psalmenerklärung (Ps. 129, 3): „Gott ist unpörperlich. Er besteht nicht aus Einzelteilen oder Gliedern . . . Er, der überall und in allem ist, ist ganz Ohr, ganz Auge, ganz Tätigkeit, ganz Bewegung.“ (Auch: „Homiletisches Handbuch“, Bd. I, S. 20.) Der einfache, heidnische Naturmensch freilich kann sich etwas Geistiges nur schwer vorstellen. Er möchte alles, auch Gott, irgendwie körperlich sehen und in seiner Nähe sein. Darum ist die Gefahr des Götzentums im heutigen Heidentum nicht geringer als in früheren Zeiten. Selbst ein Augustinus erzählt, daß er sich Gott in seiner Jugend als ein riesiges, leuchtendes Körperwesen vorgestellt habe. Ihm ging es damals noch ähnlich wie dem ungläubigen General Bertrand, der seinem Kaiser Napoleon

auf die Insel St. Helena gefolgt war. Bertrand sagte eines Tages zu seinem Herrn: „Was ist Gott? Sie haben ihn ja nicht gesehen!“ Darauf der ehemalige Kaiser: „Sie haben meinen Geist ja auch nicht gesehen und haben doch wegen meiner Waffentaten und Siege auf den Schlachtfeldern gesagt, daß ich einen großen Geist habe. Nun, was sind meine Siege gegenüber den Werken der Allmacht? Was sind die glänzendsten Waffentaten gegenüber den Bewegungen der Sterne? Wenn Sie von den großen Taten eines Menschen auf einen großen Geist schließen, den Sie doch nicht sehen können, warum wollen Sie denn nicht von den großartigen Werken des Schöpfers auf einen unsichtbaren Schöpfer schließen?“ (Auch: S. 21/22.)

Schon Karl May hat uns davon erzählt, daß viele Indianerstämme Gott den „großen Geist“ nennen; eine Bezeichnung, die sich auch bei anderen heidnischen Völkern findet. Wenn dieser Name zutrifft, dann ist es nur zu verständlich, daß dieser unendliche Geist dem geschaffenen Geist stets ein Geheimnis bleiben muß. Wäre es nicht so, dann gäbe es überhaupt keinen Gott; denn „die Wahrheit über Gott hört auf, Wahrheit zu sein, sobald man sie enthüllt. Gott begreifen hieße ihn mit unserem Geiste gewissermaßen erschaffen; wenn aber Gott ist, ist Er der Schöpfer des Geistes. Gott erfassen wollen heißt, ihm nicht begegnet sein“ (Sertillanges: „Katechismus der Ungläubigen“, 1934, S. 12). Gott durch die weltliche Wissenschaft erfassen, ist ein übergroßer Mangel an Demut, ist Stolz und Unwahrhaftigkeit zugleich, ganz gleich, ob man verstandesmäßig Gott nur als die letzte unter vielen anderen Ursachen ansieht und in ihm nur den „Weltgrund“ sieht, oder ob man ihn gefühlsmäßig in der „Stimme“ des Blutes und in den Strebungen eines im Diesseits verfangenen Willens zu ertasten hofft.

Gott ist nämlich nicht nur über alles Körperliche, sondern auch über alle geistigen Begriffe unendlich erhaben. Wenn wir sagen: „Gott ist unendlich heilig und gerecht“, dann heißt das nicht, daß Gott die menschliche Heiligkeit und Gerechtigkeit in unendlichem Maße besitzt, sondern diese Heiligkeit von unendlichem Format ist nur eine Analogie, eine entfernte Ähnlichkeit, ein Gleichnis der unaussprechlichen, durch keinen Begriff faßbaren Heiligkeit des Allerhöchsten. Das grundlegende Hauptdogma des Christentums ist die Dreipersonlichkeit Gottes. Wir würden aber wiederum in die Irre gehen, wenn wir nur die menschliche Persönlichkeit in Gott ins Unendliche vergrößert denken. Gott besitzt natürlich auch die Vorzüge der Persönlichkeit in unendlichem Maße; aber sein Wesen läßt auch diese so weit hinter sich, daß Gott im wahrsten Sinne des Wortes der Unaussprechliche und Unfaßbare ist. Und dieses über alle menschliche Vorstellungskraft erhabene, Ehrfurcht gebietende, Staunen und Bewunderung erregende höchste Wesen steht uns wiederum so nahe und ist uns so vertraut, daß Christus uns gelehrt hat, Gott unsern Vater zu nennen, daß der Völkerapostel bekennt: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“

Darum erklärt Thomas von Aquin, der Führer der katholischen Philosophie und Theologie: „Was sich nur denken, was sich nur wünschen läßt: Gott ist größer!“ (De or. dom. 10.) Daraus folgert der große Kanzelredner Lacordaire: „Gott ist unendlich glücklich, weil Er unendlich vollkommen ist.“ Daher aber auch der Anspruch Gottes an Abraham: „Wandle vor mir und sei vollkommen.“ (Gen. 17, 1.) Daher Christi, auf die Vollkommenheit des himmlischen Vaters gegründete, in unendliche Fernen weisende Zielsetzung für seine Jünger: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ (Matth. 5, 48.) Dieser Appell des Herrn an den Heldenfinn des Menschen bleibt bestehen, wenn die Tugend auf Erden auch nur einseitig aufleuchtet, so daß es Heilige der Demut, der Nächstenliebe, der Entfagung gibt. Davon singt der Dichter der „Göttlichen Komödie“: „In Gottes Tiefe sah ich, wie sich sammelt gebunden in ein einzig Buch der Liebe, was in der Welt auf Zetteln sich zerstreut.“ (Auch I, S. 24.)

Zum Schluß laßt uns dem größten religiösen Genie aller Zeiten, dem Bischof von Hippo, das Wort geben, damit er uns

Sage, daß Gott, dieser unendlich vollkommene Geist, der Gegenstand unserer höchsten Liebe sein muß: „Was liebe ich, wenn ich Dich liebe? Nicht leibliche Schönheit und zeitliche Anmut, nicht das hellstrahlende Licht, so wonnig für unser Auge. Nicht all die köstlichen Melodien aus dem Reich der Töne, nicht den süßen Duft von Blumen und Wohlgerüchen, nicht Manna noch Honigleim noch Glieder, die zu wonnevoller Umarmung laden. Nicht liebe ich all das, wenn ich meinen Gott liebe, und dennoch liebe ich etwas wie Licht und Klang, wie Duft und Speise und Umarmung meines innern Menschen. Dort leuchtet meiner

Seele, was kein Raum umgrenzt, dort klingt, was keine Zeit verweht, dort duftet, was kein Hauch entführt, dort sättigt, was kein Genuß aufzehrt, dort bleibt verbunden, was keine Ueber sättigung je von einander trennt. Das ist's, wenn ich meinen Gott liebe!“ (Augustinus, Konf. 10., Kap. 1, S. 23.)

Der bischöfliche Informationsprozeß über den Ruf der Tugenden des Dieners Jordan Mai O. F. M., der 3 Jahre lang in Paderborn geführt wurde, ist abgeschlossen. Die versiegelten Akten gingen nach Rom und sind dort bereits geöffnet worden. Damit ist die Möglichkeit zum Fortschreiten des Seligsprechungsprozesses gegeben.

Die Meßbuben von St. Laurenz in Wien

Eine heiter-befinnliche Geschichte zum 100. Jahrestag der Priesterweihe des Wiener Volkschriftstellers Sebastian Brunner

Die nachstehende Begebenheit hat Sebastian Brunner persönlich uns in seiner Selbstschilderung „Woher? Wohin?“ aufgezeichnet. Sie ist hier frei nacherzählt von F. A. Walter-Rottenkamp.

Auf dem Pfarrhof zu St. Laurenz in Wien trieb sich allerdhand junges Volk herum, halbwüchsige Buben zumeist, mit denen die brausende Jugendlust ihr ungebärdiges Spiel trieb. Sie balgten sich, erprobten die Kräfte ihrer Lungen und Muskeln und fühlten sich so herrlich gesund, — sie hätten noch weit mehr leisten können, wenn sie gewollt hätten. Aber von Zeit zu Zeit, und immer dann, wenn die Freude am größten war, erschien hinter der Gardine des ebenerdigen Zimmers ein schmerzverzogenes Gesicht, es erschienen beschwörend erhobene Hände — man hatte Rücksicht zu nehmen und nahm sie auch. Zum mindesten war man überzeugt, daß man sie nahm. Mindestens für eine Weile — dem Mann hinter der Gardine kam es für Sekunden vor — schwellen die Kraftgefühle um einiges ab, wenn es auch nur geschah, um alsbald wieder um so mächtiger anzuschwellen.

Sie waren alle ungefähr im gleichen Alter, diese zwölf oder fünfzehn Jungen auf dem Pfarrhof von St. Laurenz. Wieviele es genau waren, ließ sich nicht feststellen, weil sich immer einige Knäuel bildeten, die sich oft mit Gedankenschnelle entwirren und wieder zusammenballten.

Zwei von ihnen stachen etwas ab von den anderen. Der eine, weil er einen guten halben Kopf größer war und nie genau wußte, was für ihn geziemender war: alle diese herrliche Lustigkeit mitzumachen oder eine Art von Würde an den Tag zu legen; der andere, weil er meist in vorsichtig bemessenen Kreisen um diesen einen herumstrich, bis es dem auf die Nerven ging:

„Was willst du? — Wie kommst du da her? Wer bist du?“

Der Junge wurde rot bis in den Haarschopf. In der hellgoldenen Abendsonne erschienen seine Ohren fast glühend und durchsichtig.

„Ich hab mir halter denkt — ob i lei nit mit aufwarten kunnt —“

„Aufwarten?“ Der andere schien maßlos erstaunt und betroffen.

„Morgen, beim Segen halt, weißt —“

Der Große machte ein Gesicht, in dem sich beleidigtes Würdebewußtsein und Herablassung um die Wette stritten.

Dazu war er verpflichtet. Als „Kirchenbub“, wie man in Wien den ältesten und Vormann der Meßbuben nennt, muß einer wissen, was er zu tun hat. Das Wissen um das rechte Benehmen hat ihnen der Sakristan mit mancher derben Kopfnuß eingeämmert. Er kraute sich hinter den Ohren:

„So? Also nachher —? Mit aufwarten helfen, meinst? Könnst a jeder kommen. Wer bis denn nachher, du fade Nochn?“

Der Junge gestand stotternd, daß er dem Jakob Brunner der seinige sei, der wo im Schottenfeld die Seidenzeugfabrik hat. Der „Kirchenbub“ musterte ihn prüfend, während ihm blitzgeschwind allerlei Gedanken durch den Kopf gingen.

„So? Und wie heißt?“

„Sebastian. — Sebastian Brunner heiß i.“

Der „Kirchenbub“ wog bedenkenvoll den Kopf. Er wurde später ein bedeutender Chirurg und operierte in dem großen Spital im Meidling; aber hätte er vor jedem großen Fall so lange und bedenklich den Kopf gewogen wie hier auf dem Pfarrhof zu St. Laurenz, die Patienten wären ihm vorher unter den Fingern weg gestorben.

„Ich weiß scho: an eitler Frag bist, nöt? Der scharlachene Talar, nöt? Das weiße Rochette, der blaueidene Kragen mit die goldene Borten —“

„Halt ja —“ gestand der Sebastian. Das kam so ehrlich und tief aus dem untersten Herzensgrund, mit einem Seufzer, so sehnsüchtig, daß der „Kirchenbub“ das Lachen bekam.

„Meinthalben,“ erklärte er großmütig. „Also dann nachher bist morgen in der Früh da hinten bei die großen Kastanienbaum! Und fein, daß d' mir aufpaßt! Verstanden! Sonst gnad dir Gott —!“

Damit war die Audienz auf dem Pfarrhof beendet, und der Sebastian Brunner galoppierte hochgemut davon. Er hat in seinem Leben später noch viele Audienzen zu bestehen gehabt: der Staatskanzler Fürst Metternich zog ihn eng und immer enger zu sich heran, bedachte ihn mit schwierigen Aufträgen und schob ihn hin und her auf seinem Schachbrett, es waren auch viele bedeutende und erfolgreiche Audienzen darunter, aber von keiner, gestand er, hatte er ein solches Glücksgefühl mitgenommen wie von dieser: ein fast rasendes Glücksgefühl.

Der große Sonntag für die Pfarrei St. Laurenz kam heran. Es galt, den heiligen Kirchenpatron zu ehren mit getreulichem Frömmigkeit; es galt, Gott dem Herrn Lob zu singen, daß es sich in seinem redlichen Diener Sankt Laurentius verherrlichte, und die ganze Gemeinde wollte daran mittun.

Den Meßbuben war es etwas schwül. Sie waren sich bewußt, daß sie im Vordergrund standen, daß sich die Augen der ganzen Gemeinde auf sie richteten und daß es nicht zum wenigsten auf sie ankam, ob die Ehrung des Heiligen mit gebührender Feierlichkeit verlief oder nicht. Machten sie einen unbedachten Schlenker, oder es entstand durch sie ein Mißklang, dann setzte es nachher in der Sakristei Kapentöpfe, und auf allen Gassen gröhlten ihnen die Zeitlerbuben nach.

Der junge Sebastian Brunner war genugsam vorbereitet, um keiner schädlichen Verwirrung zum Opfer zu fallen. Er hatte sich jeden Schritt, der zu machen war, sorgsam eingepägt,

Der Ministrant

Von Ruth Schaumann.

Noch eben Räuber vor dem Kirchentor,
im Spiel verfolgt von wilden Kameraden,
nun priesterlich zum höchsten Weg geladen,
die Hügel von Jerusalem empör.

Von großen Kerzen weht ein dünner Flor
zum runden Kopf mit den geschornen Haaren.
Wie einer Lerche Ruf für Adlerscharen
bürgt seine kleine Stimme für den Chor.

Und wie er knickst und kniet und Schellen schwingt
und ordnend tastet durch des Rückleins Falten,
steigt über ihm der Gnade Scheibe auf.

Und sein zerbrechendes Gestältlein zwingt
voll Innigkeit die Jungen und die Alten
aus Lauheit hoch ins ew'ge Licht hinauf.

(Aus der schönen Sammlung deutscher Gedichte „Der Kranz“, verlegt bei Ferd. Schöningh, Paderborn.)

und jede kleine Handlung, die seines Amtes war, vielemale geübt: er hätte alles im Halbschlaf machen können. Das glänzende Ornat, an dem das ganze Begehren seines Jungenherzens gehangen hatte, verwirrte ihn nicht mehr. Er nahm nach seiner Ankleidung seinen Platz in der großen Reihe der drei mal Acht ganz von selber ein: keiner brauchte ihn zu heißen noch ihm einen Stups zu geben. Er schritt so andächtig bedacht, daß aller Augen mit herzlichem Wohlgefallen auf ihm ruhen konnten; er machte am rechten Punkte halt, stand stets an der rechten Stelle, rührte sein Glöcklein im rechten Zeitmaß und keinen Augenblick zu früh noch zu spät: daß unter den Vierundzwanzig ein Neuling war, hätte das schärfste Auge nicht wahrnehmen können.

Also war es erklärlich, daß in ganz St. Laurenz zu Wien keiner sich inniger freute über die wohlgelungene Patronatsfeier als der Brunner-Sebastian und daß kein Jungenherz so sehnsüchtig der nächsten Katechismus-Stunde entgegenklang wie das seinige.

Denn der hochwürdige Herr Katechet, das wußte er genau und erlebte es ohne Unterlaß, würde in die Klasse kommen wie immer, würde hereinschreiten, das Buch im Arm, auf das erhöhte Pult zuweisen, — und würde sich plötzlich gehemmt sehen: er würde sich zu ihm wenden und ihm zum Segen die Hand auf den Kopf legen: „Sieh, der Brunner-Sebastian! Brav hast du's g'macht. Du bist einer, der am Altar zu gebrauchen ist! Mach's immer so schön wie gestern!“

So würde er sprechen und ihm mit der Hand leicht über die Wange fahren. Mit denen auf der hintersten Bank gab es dann natürlich eine große Prügelei; aber das war in Kauf zu nehmen.

Es hatte seine besonderen Gründe, daß es dem Brunner-Sebastian so viel auf die Auszeichnung ankam: sie sollte, nein mußte ihm die Vorstufe sein, über die er in die Sakristei und zum Ministrierten gelangte, und die Sakristei wiederum sollte

ihm lediglich die Vorhalle sein zum Heiligtum, zum Altar, zum Priestertum. Nahm alles seinen richtigen Verlauf, und bewährte er sich wie gestern, dann hatte er bei den Seinigen keine große Ueberredung mehr nötig.

Aber der Brunner-Sebastian bedachte in seinem sehnsüchtigen Harren auf Lob und Auszeichnung das Wichtigste nicht, das hier zu bedenken war: daß der Herr Katechet in jenem ebenerdigen Zimmer wohnte, das auf den Pfarrhof von St. Laurenz hinausging, daß fernerhin die Mezbuben sich für ihre gesunde Freude immer lust die Stunden aussuchten, da der Herr Katechet über seinen gelehrten Arbeiten saß, und daß er deshalb wenigen seiner Mitmenschen so gram war wie ihnen.

Deshalb geschah es, daß der Herr Katechet zwar, wie erwartet, ins Klassenzimmer kam, das Buch im Arm, und doch, als er des Brunner-Sebastian ansichtig wurde, sein Fuß plötzlich stockte. Auch daß er angerebet wurde, das geschah, wie erwartet. Nur die Ansprache selber, — ach, du lieber Gott, sie lautete ganz anders:

„So? Du bist jetzt auch bei diesen elenden Schlingeln!“

Aber der Brunner-Sebastian ist dann doch Ministrant und Priester geworden. Am 25. Juli 1838 feierte er sein erstes hl. Messopfer im Wallfahrtsort Maria-Zell in Steiermark und kam nach einigen Zwischenstellen bald wieder nach Wien zurück, wo er in Bälde eine reiche Wirkksamkeit entfalten sollte, die in mancher Hinsicht noch in unsere heutige Zeit hereinragt. Im Umsturzjahr 1848 gründete er die „Wiener Katholische Kirchenzeitung“, in der er kraftvoll für die Entfaltung des kirchlichen Lebens in Oesterreich wirkte; er wurde Prediger an der Wiener Universitätskirche und päpstlicher Hausprälat. Vor allem wurde er ein Volkschriftsteller von hohem Rang, dessen Schriften noch heute mit manchem Nutzen zu lesen sind.

Seine erste Enttäuschung auf dem Wege zum Altardienst hat er noch oft belacht und sie mit dem ganzen goldenen Humor erzählt, der ihm zeitlebens eigen war.

Fund in der S-Bahn

Es ist mir nun schon zum zweiten Male passiert, daß ich auf einer Bank in der Berliner S-Bahn einen Kalenderzettel gefunden habe, den offenbar ein frommer Mensch dahingelegt hatte, damit ihn ein anderer als schlichter Gottesbote finde und lese. Und einmal ist mir auch ein solcher Zettel vor dem Bahnhof von einer Frau freundlichst überreicht worden. Und es war jedesmal ein Zettel von einem protestantischen Kalender, mit fromm-besinnlichen Worten darauf. Daß der Zettel von einem protestantischen Kalender stammte, störte mich nicht, denn erstens hätten seine Worte auch auf einem katholischen Kalender stehen können, und zweitens war ich gerührt, daß in der hastigen, immer vollen Schnellbahn Berlins ein Christenmensch daran gedacht hatte, ihn für mich als ein Gotteswort auf die Bank zu legen. — Auf dem letzten Zettel, den ich fand, las ich auf der Rückseite:

„Heilige Bruderschaft.

Generalsuperintendent Hesekeel erzählt in seinen Jugenderinnerungen von einer unvergeßlichen Nachtfahrt durch Ostfriesland. Kaspar Niehaus, der alte Postbote, durfte auf seiner zweirädrigen Postkutsche einen Reisenden gegen Trinkgeld mitnehmen. Der junge Pfarrer saß neben dem zugeknöpften Friesen und versuchte vergeblich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Der antwortete immer nur mit zwei oder drei Worten, offenbar sehr wenig nach Unterhaltung verlangend. Hesekeel ließ sich nicht irremachen und fragte ihn, nur um ihn zu einer Antwort zu reizen, ob er denn etwas von Jesus, dem Heiland der Welt, wüßte. Da wurde plötzlich aus dem alten, verschlossenen Kutsher ein ganz anderer Mensch. „Nach Jesus fragen Sie mich? In den vielen Jahren, in denen ich Nacht für Nacht diese Fahrt mache, fragt mich zum erstenmal ein Fahrgast nach meinem Heiland.“ Nun waren sie auf einmal Brüder geworden, verstanden sich gut und sangen ein geistliches Lied nach dem andern. Der Pfarrer mußte zum Schutz gegen die Kälte den roten Mantel des Postboten anziehen und in seinem Häuschen einschlafen, wo er liebevolle Aufnahme und gute Bewirtung fand.“

„In den vielen Jahren, in denen ich Nacht für Nacht diese Fahrt mache, fragt mich zum erstenmal ein Fahrgast nach

meinem Heiland.“ Wem würden die Worte nicht nachgehen! Ja, so ist es: Da sind die Menschen dreißig, vierzig, fünfzig Jahre Tag und Nacht auf der Fahrt durchs Leben, und sie haben soviel zu fragen und zu besprechen, und so viele fragen kaum oder überhaupt nie nach ihrem Heiland, der für sie gestorben ist, damit die Fahrt ewig glücklich lande im Hafen der Ewigkeit. Und es wäre wohl viel, sehr viel mehr heilige Bruderschaft unter den Menschen, wenn sie einander nach ihrem Heiland fragten und sich in ihm als brüderliche Weggenossen erkennen würden.

Als ich den Zettel las, da war es mir, als habe mich ein namenloser Weggenosse nach meinem Heiland gefragt — mitten im Getriebe der S-Bahn von Berlin. Und ich schaute mich um und fragte mich: Was würden wohl all die verschiedenen Menschen rings um mich herum in demselben Wagen sagen, wenn ich sie nach ihrem Heiland fragte? Und ich träumte eine Weile den schönen Traum, wie wundersam es doch sein müßte, wenn ein jeder antworten würde: „Sie fragen mich nach Jesus? Er ist mein Heiland“, und wenn wir uns dann in Jesus Christus als Brüder erkennen würden. — Als der Traum aus war, nahm ich mir vor, von nun ab öfter das Kirchenblatt in der Bahn liegen zu lassen, damit es diesen oder jenen als schlichter Gottesbote nach seinem Heiland frage und ihn daran erinnere, daß er doch eigentlich ein Christ oder gar ein katholischer Christ sei, oder ihm doch einen Gottesgedanken mit auf den Weg gebe. Und vielleicht nimmt es auch bisweilen einer mit nach Hause, in die Familie.

A. C.

Neugeborene Kinder sollen Namen von Heiligen erhalten. General Franco hat die Vorschrift erlassen, daß Katholiken in Zukunft für neugeborene Kinder die Namen von Heiligen zu wählen haben. Nichtkatholischen Eltern bleibt es überlassen, ihre Kinder entweder nach Heiligen zu benennen oder nach großen Persönlichkeiten der Geschichte, z. B. Homer, Plato usw. Die Vorschrift richtet sich gegen die unter der roten Regierung eingerissene Gewohnheit, daß für Kinder die Namen kommunistischer Führer wie Lenin, Dimitroff oder auch von roten russischen Einrichtungen wie Roter Stern gewählt wurden. Namen wie diese müssen aus den Geburtsregistern gestrichen und durch nichtbolschewistische Namen ersetzt werden.

Bischof O'Rourke in Posen. Der vor kurzem zurückgetretene Bischof von Danzig hat sich nach Posen begeben, wo er im dortigen Elisabethinerinnenkloster Wohnung genommen hat und seinen Lebensabend verbringen will.

Pfarramtliche Nachrichten

aus Elbing, Tolkemit und Umgegend

Von St. Nikolai

In jeder hl. Messe soll die Verbindung mit Christus und den Christen stärker werden. Das Kreuzzeichen mit dem geweihten Wasser soll uns beim Eintritt in das Gotteshaus auf diese Forderung aufmerksam machen. Der Längsbalken des Kreuzes weist uns hin auf die Verbindung mit Gott, der Querbalken auf die Verbindung mit unseren Mitmenschen. Dies Kreuzzeichen soll unserem Denken und Wollen das Ziel geben und soll gleichzeitig das Herz aufschließen für das Hineinströmen der Gnade. Ein gutes Kreuzzeichen macht jedes Gebet und jeden Kirchgang fruchtbar.

Wir gehen dann auf unseren gewohnten Platz im Gotteshaus, beugen das Knie bis zur Erde, schlagen uns an die Brust und sprechen mit dem Zöllner im Evangelium: „Gott sei mir armen Sünder gnädig und barmherzig!“ Dies Wort gibt uns die rechte innere Haltung. Das Stufengebet zu Anfang der hl. Messe, bei dem wir knien sollen, zieht kräftige Striche unter dieses Wort. Wer vor Gott hintritt, muß spüren, daß er in Schuld steht bei ihm, daß er Gnade braucht und Erbarmen. Die erste Stufe zur Gottverbundenheit ist immer die Demut. Weil viele die erste Stufe nicht schaffen, kommen sie dem Herrgott nicht näher. Wer sich vor Gott beugt, den hebt er aus dem Staube. Wer um seine Not weiß, der findet auch den Helfer. Zur rechten Demut gehört, wie das Wort selber sagt, Mut. Es ist immer mannhaft und ehrenvoll, sich vor Gott zu beugen. Wer aber seinen Hochmut in das Gotteshaus mitnimmt, versperrt der Gnade den Zutritt. „Dem Hochmütigen widersteht Gott.“

Wer einen Bankensitz im Gotteshaus sein eigen nennt, der soll sein Recht auf den Sitz so wahren, daß nicht die Liebe verletzt wird. Wer dabei ein Verhalten zeigt, das von Demut und Gemeinschaft gleich weit entfernt ist, stellt sich selber kein gutes Zeugnis aus. Wer sein Recht nicht zu finden meint, der soll sich an den Pfarrer wenden. Es muß aber hier noch einmal darauf hingewiesen werden, daß das Anrecht auf den Bankensitz verloren geht, wenn der Platz bis zum Evangelium nicht besetzt ist. Auch wird es immer einen guten Eindruck machen, wenn freie Plätze bereitwilligst den Nächststehenden zur Verfügung gestellt werden. Das gibt besseres Verständnis für die Forderung der hl. Messe.

Wenn das Zeichen zum Beginn der hl. Messe gegeben wird und der Priester an den Altar geht, stehen die Gläubigen auf. Das muß ein Aufstehen sein aus Gleichgültigkeit und Trägheit, ein Wachwerden, ein Anpacken der Aufgabe, die jedem Kirchenbesucher durch die hl. Messe gestellt wird. Ein Bedruf zur Aktivität, ein bewußtes Sichstellen auf den Weg des Opfers, den Christus voranschreitet. Wir müssen darauf achten, daß die symbolischen Handlungen nicht leere Formen werden. Jede Handlung und jedes Zeichen muß Ausdruck der Gesinnung sein. Wir werden uns manchmal dabei ertappen, daß unsere Handlungen bei der hl. Messe gewohnheitsmäßig geschehen ohne entsprechende innere Akte. Und wir verlieren dabei viel. Auch eine „Gemeinschaftsmesse“ kann diese Gefahr nicht bannen. Wir werden uns immer wieder besinnen müssen, daß die Stärke des religiösen Lebens abhängt von der Kraft des Wollens. Soviel einer einsetzt, soviel Gnade strömt ihm zu. Das gilt besonders von der hl. Messe. Je mehr sich einer bemüht, den Sinn der hl. Handlungen und Worte geistig zu erfassen, je mehr einer seinen Willen anspannt zur Hingabe und zu Vorzügen, desto stärker wird auch seine Verbindung werden mit Christus und den Christen. Darum soll beim Eintritt in die Kirche und beim Anfang der hl. Messe der Wille besonders aufgerufen werden zur bewußten Mitfeier des hl. Opfers.

Das Gebetbuch soll uns dabei eine wertvolle Hilfe sein. Gewiß könnte man auch ohne Gebetbuch die hl. Handlung recht mitfeiern. Man muß nur die hl. Messe kennen und eine gewisse Übung im betrachtenden Gebet haben. Es würde sogar genügen der einfache Wille zur Verbundenheit mit Christus. Viele aber werden die Anregungen eines guten Gebetbuches

nicht entbehren können. Wir erwarten ja recht viel von dem neuen Gebet- und Gesangbuch, das demnächst für unsere Diözese herausgegeben wird. Nachdrücklich aber muß darauf hingewiesen werden, daß das beste Gebetbuch immer der „Schott“ sein wird, das Mehbuch der Kirche. Man muß sich in dies Buch hineinarbeiten. Wer das tut, der wird es nicht mehr missen wollen. Die Kost, die uns die Kirche darbietet, ist nicht leicht, aber gesund und kräftig. Und es ist schön und wirkliche Gemeinschaft, wenn Priester und Volk dieselben Gebete sprechen. Den Schott haben nicht alle, aber unsere kleine Gemeinschaftsmesse von St. Nikolai sollte jeder Kirchenbesucher in der Tasche haben. Und wenn einmal „Gemeinschaftsmesse“ angefragt ist, dann sollte wirklich die ganze Gemeinde mitsprechen und mitbeten. Der Schwung eines solchen Gebetes reißt auch den Gleichgültigen mit. Eine solche Messe wirkt Einheit, wirkt Verbundenheit. Es ist dabei selbstverständlich, daß nicht jeder seinen eigenen Stil redet, sondern sich dem Rhythmus der Gläubigen einordnet.

Jeder Beter aber hat seine Freiheit. Das wollen wir nicht vergeßen. Und wenn einer den Rosenkranz in der rechten Gesinnung betet, mag er das tun. Entscheidend ist der Wille, zusammen mit Christus und der Gemeinde das hl. Opfer zu feiern. Der muß da sein. Wer die hl. Messe verläßt, der muß spüren, daß er zu Christus gehört in unwandelbarer Treue und daß die Liebe Christi zu den Menschen mit ihm gehen muß auf allen Wegen.

Am Dienstag, dem 26. Juli, ist das Fest der hl. Mutter Anna. Da werden unsere Mütter schon am Sonntag vorher zur hl. Kommunion gehen, werden sich besinnen auf ihre Pflicht und auf ihre Kraftquelle. Und am Dienstag wollen wir dann um 8 Uhr eine Gemeinschaftsmesse halten für Mütter und Kinder. R.

Wichtig für Rahlbergfahrer am Sonntag:

Sonntag, 24. Juli:

In Tolkemit: hl. Messe um 7,40 Uhr (Dampferabfahrt 8,30 Uhr), Hauptandacht 9,30 Uhr (Dampferabfahrt 11 Uhr.).

In Rahlberg: Gottesdienst um 9,30 Uhr (Dampferankunft 9,05 Uhr)

St. Nikolai

Gottesdienstordnung

Sonntag, 24. Juli (7. Sonntag nach Pfingsten): 6 und 7 Uhr Frühmessen, 8 und 9 Uhr hl. Messen mit kurzer Predigt, 10 Uhr Hochamt und Predigt (Kaplan Bönig). 20 Uhr Vesper und Segensandacht.

An den Wochentagen hl. Messen: 6,15, 7 und 8 Uhr.

Gemeinschaftsmessen: Dienstag 6 Uhr für die männliche und weibliche Jugend. Dienstag und Freitag um 8 Uhr für die Kinder unserer Gemeinde.

Beichtgelegenheit: Sonnabend von 16 und 20 Uhr ab. Sonntag von 6 Uhr früh an. An den Wochentagen nach den ersten beiden hl. Messen.

Dienstag, 26. Juli, Fest der hl. Mutter Anna. Um 8 Uhr Vespersmesse für die Mütter und Kinder der Gemeinde.

Terranova. Sonntag, 24. Juli um 10 Uhr Gottesdienst im Hause des Herrn Schitariski, Dorf Terranova.

Pfarramtliche Nachrichten

Wochendienst: Kaplan Bönig.

An diesem Sonntag Kollekte für den St. Andreasberg in Wornbitt. Gemeinschaftsmesse für die Kinder an jedem Dienstag und Freitag um 8 Uhr. Alle Kinder, die zu Hause geliebt sind, mögen frohen Herzens daran teilnehmen.

Glaubensschule junger Christen (männliche Jugend): Montag und Dienstag 20,15 Uhr für die Jungen von 14—17 Jahren. Mittwoch 20,15 Uhr für Jungmänner über 18 Jahre.

Am Fest der hl. Mutter Anna, Dienstag, 26. Juli, feiern wir mit den Müttern und Kindern der Gemeinde um 8 Uhr eine Vespersmesse. Wir nehmen zahlreich daran teil.

Kinderseelsorgsstunden: Für die Mädchen von 9—12 Jahren Dienstag nach der 8 Uhr-Messe, von 12—14 Jahren Freitag nach der 8 Uhr-Messe.

Aus den Pfarrbüchern

Taufen: Hans-Georg Müller; Anneliese Berr; Udo Heinz Rausch; Renate Lucia Schäfer; Helga Tollert.

Aufgebote: Schlosser Franz Schwellnuß, Elbing und Anna Arendt, Elbing; Unteroffizier Erich Bomball, Lärchwalde und Hedwig Borzechowski, Elbing; Bauingenieur Bernhard Wagner, Cassel-Bethhausen und Ursula Krabek, Elbing; Kaufmann Rittor Holzkamp, Elbing und Hedwig Maschinet, Oberglogau.

St. Adalbert

Gottesdienstordnung

Sonntag, 24. Juli: Familiensonntag und Kollekte für den Andreasberg in Wornsditt. 6 Uhr stille hl. Messe. 7,30 Uhr Singmesse mit Familienkommunion. 9 Uhr Schülergemeinschaftsmesse (Mehrtzert und Gesangbuch nicht vergessen!). 10 Uhr Hochamt mit Predigt. 14,15 Uhr Rosenkranz und Vesper.

Wochentags: Hl. Messen um 6,15 und 7 Uhr. — Donnerstag abend um 8 Uhr Vortrag für die weibliche Pfarrjugend in der Kirche. — Freitag abend um 8 Uhr Glaubensschule für die Frauen im Gemeindehaus.

Pfarramtliche Nachrichten

Verschiedenes: „Wacht“ und „Scheideweg“ können auf dem Pfarramt bestellt werden. Für die Ferien ist bei uns eine eigene Schülermesse an Werttagen zwar nicht festgesetzt worden, trotzdem aber sollen die Schüler auch wochentags zum heiligen Opfer kommen! Das rote „Kirchengebet“ ist immer noch für 25 Pfg. auf dem Pfarramt zu bekommen.

Aus den Pfarrbüchern

Taufe: Ulrich Weinreich, Lärchwalde.

Tolkemit / St. Jakobus

Sonntag, 24. Juli: Ewige Anbetung. Frühmesse mit Aussetzung um 6 Uhr, 7,40 Uhr Schülermesse mit gem. hl. Kommunion der Mädchen, 9,30 Uhr Hochamt mit Predigt, 14,30 Uhr Taufen, 18–19 Uhr letzte Stunde der Ewigen Anbetung.

Gottesdienst in Kahlberg. Jeden Sonntag ist um 9,30 Uhr heilige Messe in der Villa Katharina. Die Zeit der Frühmesse ersehe man am schwarzen Brett der Villa Katharina.

Beichtgelegenheit jeden Sonnabend und vor jedem Feiertag um 15 und 20 Uhr. Ferner jeden Morgen. Die Beichtgelegenheit am Sonntagmorgen halte man nach Möglichkeit frei für die Auswärtigen.

Schülerkommunion. Die gemeinschaftliche hl. Kommunion der Mädchen ist von jetzt ab immer am 4. Sonntag im Monat, also

ist Sonntag, den 24. Juli in der Schülermesse gem. hl. Kommunion der Mädchen.

Schülermessen. Die Eltern mögen die Kinder auch während der Ferien zu den Schülermessen schicken. Die Zeit der Gemeinschaftsmesse wird in der Kirche bekanntgegeben. Die Kinder bringen das „Rote Kirchengebet“ und das Ermländische Gesangbuch mit zu den Gemeinschaftsmessen.

Pfarrbücherei. Die Bücherausgabe jeden Sonntag von 12,10 bis 12,45 Uhr.

Taufen: Paul Erdmann, Tolkemit; Christel Anna Iffländer, Tolkemit; Horst Adalbert Trautmann, Tolkemit.

Beerdigungen: Anton Schulz, Fischer aus Tolkemit, 80 Jahre alt.

Silberhochzeiten: Das Fest der Silbernen Hochzeit feierten am 5. Juni die Eheleute August Neumann, Arbeiter und Frau Theresa geb. Klatt, Tolkemit; am 9. Juni Josef Knoblauch, Arbeiter und Frau Helene geb. Conradt, Tolkemit; am 8. Juli Albert Junt, Schiffseigner und Frau Hedwig geb. Bollert, Tolkemit. Nachträglich herzlich Glückwunsch.

Neukirch-Göhe

Sonntag, 24. Juli: Gottesdienstordnung wie gewöhnlich.

Sonnabend, 30. Juli: 14,30 und 20 Uhr Beichtgelegenheit.

Sonntag, 31. Juli: 7 Uhr Frühmesse mit gem. hl. Kommunion der Frauen, Segen und Ansprache, 9,30 Uhr Predigt und Hochamt, 14,10 Uhr Andacht zum unbesleckten Herzen Mariae.

Aus dem Gilbbuch Alandorf-Birkau.

Articulus VII. Falls jemand aus der Bruderschaft durch eine Feuersbrunst sollte heimgeführt werden, so soll ein jeglicher Bruder schuldig und verpflichtet sein, dem abgebrannten Mitbruder zu helfen und zu verschaffen: 1. eine gute eichene Schwelle von 25 Fuß lang und 10 Zoll am Wippende; 2. ein gutes Stück Bauholz von 40 Fuß lang und 10 Zoll am Wippende; 3. ein Schock ausgerautes Deckstroh und 4. 10 Taler preußisch Courant zur Bauhülfe schicken.

Seit 1821 folgender Nachtrag: 2 Scheffel Korn, 1 Malz, 1 neuen Saß; im Falle das Getreide auf dem Gehöfte verbrennt, so soll ein jeder auch noch geben: 3 Scheffel Hafer, 1 Gerste, 4 Mehen Erbsen. Wenn das Futter verbrennt, so soll ein jeder 2 Stück Vieh im Winter unentgeltlich dem Abgebrannten ausfüttern. Soll jeder, falls der Abgebrannte das Bauholz nicht hat, das zum Bau erforderliche Holz dem Abgebrannten, und zwar ein jeder 4 Fuhren, wenigstens 2 oder 3 Meilen weit entfernt anfahren. Zur Abräumung der Brandstätte gibt jeder einen vierspännigen Wagen mit 3 Mann bei seiner eigenen Kost auf 1 Tag. Zur Hausarbeit gibt jeder 1 Mann bei seiner eigenen Kost auf 10 Tage oder 2 Mann auf 5 Tage. An Eßwaren gibt jeder dem Abgebrannten 10 Pfund Speck, 5 Pfund Butter, 2 Scheffel Schude (Kartoffeln), $\frac{1}{4}$ Hafer- oder Buchweizengröße.

Die Vorbildungsstätten des einheimischen Klerus

Die gewaltigste finanzielle Hilfe bei der Heranbildung des einheimischen Klerus in den Missionsländern leistet das Päpstliche Werk vom hl. Petrus für den einheimischen Klerus. Die Bedeutung dieser Aufgabe kann kaum übertrieben werden. Denn die Kirche ist in einem Volke erst fest eingerichtet, wenn sie von einheimischem Klerus geleitet wird. Das Apostel-Petrus-Werk unterstützt zur Zeit in den Missionen 269 (sog. Kleine (Unter-) Seminarien mit 12 536 Schülern und 87 Große (Ober-) Seminarien mit 3443 Alumnen. Von den insgesamt 15 979 Seminaristen der Missionskirche werden 14 709 vom Apostel-Petrus-Werk teilweise oder vollständig unterhalten. China, die Mongolei und die Mandchurei weisen die Höchstzahl von Seminarien und Seminaristen auf. 104 Kleine und 20 Große Seminarien mit 4714 bzw. 852 Studenten. Dann folgt Afrika mit 3700 Schülern der 74 Kleinen und 766 Studenten der 27 Großen Seminarien. An dritter Stelle stehen Indochina und Siam mit 19 Seminarien (1688 Seminaristen) und 12 Großen Seminarien (527 Studenten). Indien hinwiederum kann sich rühmen, die höchste Zahl von „Großen Seminaristen“ zu besitzen; 865 in 14 Studienanstalten. Die 38 Kleinen Seminare zählen dort 926 Alumnen. Japan und Korea haben zusammen 15 Seminarien mit 763 Studenten, Ozeanien und die Malaienstaaten weisen in 18 Seminarien 543 Studenten nach. Die übrigen Seminarien verteilen sich auf Europa, Kleinasien und Amerika, das ja größtenteils kein Missionsland mehr ist. Dort untersteht also die Priestererziehung nur in wenigen Gebieten der kirchlichen Missionsleitung.

Von September 1935 bis September 1936 empfingen 344 Einheimische der Missionsgebiete die Priesterweihe. Im Jahre 1936/37 hat das Werk vom hl. Petrus 2587 Seminaristen neu in seine Ob- sorge genommen.

Missionsärztlicher Kurs in Würzburg

Im Missionsärztlichen Institut Würzburg findet zur Zeit (vom 30. Juni bis 30. Juli) der 15. medizinische Kurs für Missionare statt. Es beteiligen sich daran Missionare aus verschiedenen Missionsorden Deutschlands. Der Kurs soll den Glaubensboten für ihre Tätigkeit in den Missionen die notwendigen Kenntnisse für Krankheiten und Unfälle mitgeben, besonders für Orte, wo Ärzte nicht oder nur schwer erreichbar sind. Die Gesundheit der Missionare selbst erhält dadurch mehr Schutz, und auch das Ansehen der deutschen Missionare im Ausland wird besonders gehoben, wenn sie der Bevölkerung in Krankheitsfällen beistehen können. Den Kurs leiten

Ärzte und Professoren der medizinischen Fakultät der Universität sowie der bedeutendsten Krankenhäuser Würzburgs. Die letzte Woche ist den Tropenkrankheiten vorbehalten. Diese Vorträge leitet ein Professor des Hamburger Tropeninstituts. Während des medizinischen Kursus findet auch ein Film- und Photokursus statt.

Glaubenswallfahrt der deutschen Katholiken in Holland. Am 2. Juli fand die Glaubenswallfahrt der katholischen Deutschen Hollands zur „Marterstätte“ des hl. Bonifatius statt. Aus allen Teilen Hollands waren die deutschen Katholiken mit ihren Seelsorgern in großer Zahl gekommen, um an der Todesstätte des hl. Bonifatius ihre Treue zu Glauben und Volkstum zu erneuern. Der Hochwürdigste Herr Bischof von Osnabrück als Schirmherr des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen feierte in dem schönen, vor einigen Jahren errichteten Bonifatius-Heiligtum unter Aufsicht deutscher Auslandsseelsorger das feierliche Pontifikalamt, wobei die Speyerer Domfestmesse und Heimatlieder gesungen wurden. Am Nachmittag fand eine Festpredigt des Bischofs statt und eine feierliche Sakramentsprozession durch das ehemalige „Marterfeld“.

Ehrlungen von Priestern und Ordensangehörigen. Der Provinzial der Weissen Väter in Frankreich, Pater Louis Durieu, der im Weltkrieg zum Leutnant befördert und mit dem Kriegskreuz ausgezeichnet wurde, hat von der französischen Regierung das Kreuz der Ehrenlegion empfangen. Der Erzbischof von Karthago und Primas von Afrika, Mgr. Lemaitre, ist von der französischen Regierung zum Kommandeur der Ehrenlegion befördert worden. Die tschechoslowakische Regierung hat den Pater an der Straßburger Kathedrale und Präsidenten des Verwaltungsrates der Radiostation Radio-Straßburg, Abbé Hoch, in Anerkennung seiner unermüdeten Arbeit auf dem Gebiet der Kunst und der Musik zum Offizier des Weissen Löwen-Ordens ernannt — eine hohe und selten verliehene Auszeichnung. — Drei französische Nonnen sind auf Vorschlag des Kolonialministers für ihre hingebende Pflege während einer Typhusepidemie im Missionsgebiet, bezw. im Dienst der Leprastrafen, mit der Epidemie-Medaille ausgezeichnet worden. — Der irische Post- und Telegraphenminister hat eine Briefmarke herausgegeben, die dem 100jährigen Gedenktage der Gründung der irischen Anti-Alkoholbewegung durch den katholischen Priester Pater Mathew gewidmet ist. Die Marke zeigt den Kopf des Priesters und die historischen Worte: „Seo Chuige in Ainm De“ (Laßt uns in Gottes Namen anfangen), die Pater Mathew äußerte, als er vor 100 Jahren seinen Namen als erster in die Liste der Liga eintrug.

Eine Caritasbetrachtung über die Ferien

Es gab ein Lied amerikanischer Gewerkschaften, das in erschütternder Monotonie lautet: „Wir arbeiten, um Geld zu verdienen, um die Nahrung zu kaufen, um die Kraft zu haben, um arbeiten zu gehen.“ Es ist das Lied von der „Ware Arbeit“, von der „Reproduktion der Arbeitskraft“ im Molochdienst des Kapitals — das Lied der kapitalistischen Epoche, da man die Arbeitsmenschen — Menschen mit unsterblicher Seele — „hands“ („Hände“) auf dem Arbeitsmarkt zu nennen pflegte. Diese Arbeitsdämonie der Moderne — es hat den 16-Stundentag gegeben und erbarmungsloseste Kinderarbeit — hat mehr an Menschenglück zerstört, als man in einigen Worten sagen kann. Der Mensch ist mehr und braucht mehr als ein Lasttier; er soll aufrecht, nicht zu Boden gedrückt, durchs Leben gehen, den Blick zum Himmel erheben. Die Arbeit soll ihm dienen, nicht er der Arbeit — er soll arbeiten, um zu leben, nicht leben, um zu arbeiten. Um Mensch sein zu können, bedarf es der Muße, der Freizeit, der Erholung, des „Feierabends“ und des „Feiertags“, alles dessen, was man im weiteren Sinne unter den Begriff „Ferien“ zusammenfassen kann, und, was damit aufs innigste zusammenhängt, der Freude. Das alles war dem vorkapitalistischen Menschen, dem „natürlichen“ Menschen überhaupt, selbstverständlich, und auch wir haben das wieder sehen gelernt.

Thomas Morus schildert in seiner berühmten Dichtung „Utopia“ ein so „natürliches“ Völkchen seiner Phantasie. Die Utopier sind nämlich nicht so verrannt, daß sie es ablehnen, die Gaben der gütigen Natur entgegen zu nehmen. Sie meinen, Gott habe nichts gegen ein ehrbar freudig-fröhliches Befahren auch der natürlichen Freuden. Sie arbeiten, um zu leben — im übrigen aber sehen sie in der Lebenshärte nur dann ein gutes Werk, wenn sie aus dem Geiste der Buße oder im Dienste des Nächsten und des Allgemeinwohls geschieht. Es fordere ja, so sagen sie sich, selbst der finsterste Tugendbold, es verlange selbst die strengste religiöse Auffassung, daß man dem Nächsten Freude mache, seine Not ihm erleichtere, ihm Trost spende. „Ist aber demnach das oberste Gebot der Menschlichkeit (und keine Tugend ist dem Menschen mehr zu eigen), den Kummer der Mitmenschen zu lindern, ihre Traurigkeit aufzuheitern und ihrem Leben die Freudigkeit wiederzuschicken, ja, wird dann nicht ein jeder schon von der Natur dazu getrieben, diese Wohlthat sich selber zuzuwenden? Denn entweder ist ein angenehmes, d. h. ein freudiges Leben moralisch verwerflich, dann darfst du nicht nur keinem Menschen dazu verhelfen, sondern mußt es sogar allen Leuten so viel als möglich zu nehmen versuchen, weil es ihnen schädlich und höchst verderblich ist! Oder aber, wenn die natürlichen Freuden etwas Gutes sind, das du deinem Nächsten verschaffen darfst, ja vielmehr sollst, warum nicht auch deiner eigenen Person? Wenn die Natur (und die Religion) dich mahnt, gegen andere gut zu sein, verlangt sie doch nicht gleichzeitig von dir, gegen dich selbst erbarmungslos zu wüten.“

Das läßt sich — die Utopier sind gottgläubige Heiden — gewiß christlich vertiefen, aber es ist im Grunde doch recht und gut gesagt. Was dazu nötig ist, unserem Leben die Freudigkeit wieder zu schenken oder zu erhalten — und dazu dienen die „Ferien“ — das dürfen wir uns gönnen — ja, es ist das eine Art Caritas gegen sich selbst, denn die Caritas verlangt nicht, gegen andere gut und barmherzig zu sein, ohne es auch gegen sich selbst zu sein. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Das ist die Voraussetzung, die Gleichung des Evangeliums. Sich selbst zu lieben, braucht man die meisten Menschen nicht zu ermahnen, aber immer wieder bewußt zu machen, daß diese Selbstliebe erst sittlich ist, wenn die Nächstenliebe mit ihr im Bunde steht, und daß sie erst christlich im Vollsinne ist, wenn die Nächstenliebe ihr gleichkommt, ist allzeit wohl nötig genug — für mich und für dich, um bei uns selbst zu bleiben. Wer also in die Ferien geht, der darf und soll sich herzlich an allem freuen, was sie ihm zu bieten imstande sind — „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Sommerszeit“ und: „Trinkt, Augen, was die Wimper hält, vom goldnen Ueberfluß der Welt!“ — er soll aber seiner Brüder und Schwestern oder, was dasselbe ist, er soll der Caritas und ihrer Werke nicht vergessen. Und das in verschiedenster Hinsicht. Einmal, indem er, mit frischen Kräften und überholten Nerven in den Alltag zurückkehrend, sich mit

neuer, frischer Liebe in den Dienst der Liebe, den wir Caritas nennen, stellt und den ganzen Alltag mit diesem Geiste erfüllt.

Die christliche Liebe teilt alles Gute mit dem Bruder, und so teilt sie auch die Ferien mit ihm. Man läßt den Nächsten aber an den Ferien teilnehmen, wenn man die Ferienerholung ihm nutzbar macht, das heißt z. B., wenn man mit neuer Kraft fremde Lasten mitträgt, geduldig mit den Schwächen und Fehlern anderer ist — auch der Hausgenossen, sie sind die nächsten Nächsten, was man nur zu leicht vergißt! — Freudlose erfreut, Traurige aufheitert, sich der Angelegenheiten anderer annimmt, Kranke besucht, Feinden verzeiht, Menschen, die man nicht leiden kann, besonders gut ist, und all die bekannten und weniger bekannten Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit tut. Dem geplagten Nächsten ein wenig Ferien vom grauen Alltag verschaffen! Durch eine Stunde der Ruhe und Befreiung, zu der man ihm verhilft, durch eine Arbeit, die man ihm abnimmt, durch eine Aussprache, durch einen kurzen Besuch, durch einen Spaziergang mit einem Einsamen. Wie kann schon eine Blume, ein Kartengruß, eine Konzertkarte, ein gutes Wort, ein freundlicher Blick, eine liebevolle Nachfrage den Alltag aufhellen, „Ferien“ vom Alltag verschaffen! Der Gelegenheiten sind ungezählte!

Dann aber auch die Ferien teilen in einem anderen Sinne: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, du sollst also nicht nur deine Ferien, sondern auch die des Nächsten lieben. Das läßt sich z. B. vorzüglich machen, indem man die Hausangestellte mit in die Sommerfrische nimmt oder seine eigenen Kinder um ein fremdes vermehrt. Oder, indem man sich sagt: wir reisen diesmal bescheidener und sparen kräftig zu der Ferienerholung eines armen Großstadtkindes oder einer kinderreichen Mutter bei. Das muß gewiß ein Caritaswerk sein, über das die Engel im Himmel jubilieren! Wie nötig an Körper und Seele ist eine solche Wohlthat den Großstadtkindern, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, den Kindern aus den endlosen Straßen, aus dem Häusermeer, aus den Hinterhöfen, die nach Licht und Freude, nach dem heilenden Segen der Natur hungern. Und wela eine Last hat so eine Mutter mit vielen Kindern zu tragen, was hat sie täglich an Kraft herzugeben, und wie müde und matt wird sie mit den Jahren — und da tun ihr und ihrer Familie ein paar Mutter-Ferientage not wie Brot.

Das ist natürlich nicht mit einem Trinkgeld getan, da müssen wir schon die Caritas so ernst und voll nehmen, wie es die Christen einst getan haben, da die Heiden sie an ihrer Liebe zueinander erkannten, und wie es die heiligen Väter und Lehrer der Kirche lehren. Die Christen haben's sich lang und reichlich genug allzu bequem gemacht, und wie die Zeit zur Befinnung zwingt, so auch hier. Was das Evangelium vom Christen erwartet, ist klar und einfach und gründlich beim Sünden der Liebe, im ersten Brief des hl. Johannes nachzu-

Kleine Begebenheiten

„Daß es so was heut' auch noch gibt!“

Auf einer Verkehrsinsel in der L-Straße in M. wartete ich auf die Tram. Neben mir stand ein Kapuziner. Da bummelte ein Fremder vorbei, musterte den Ordensmann von oben bis unten. Wie er an mir vorbeiging, murmelte er mit einer Kopfbewegung zum Kapuziner hin: „Daß es so was heut' auch noch gibt!“ Wenige Minuten später las ich in einer Zeitschrift eine Statistik über die Leistungen der katholischen Orden in Spanien: Im Jahre 1933 unterhielten die katholischen Orden in Spanien 416 Spitäler mit 82 366 Betten, dazu kamen 72 Kliniken, in denen die Ordensleute ständig etwa 13 500 Kranke pflegten, ferner 43 Irrenhäuser, wo ungefähr 18 000 Geistesranke versorgt wurden. Ueber 91 000 Kranke und Hilfslose wurden durchschnittlich im Tag in ihren Wohnungen besucht und in 66 Häusern an rund 30 000 Arme Kost verabreicht. 190 000 Arme erhielten jeden Tag warme Speisen, wobei aber zu bemerken ist, daß der größte Teil der klösterlichen Auspeisung zahlenmäßig nicht erfasst werden kann. — Die gleiche Zeitschrift brachte die Meldung, daß General Franco einem katholischen Ordensobern die höchste Auszeichnung des Landes verliehen hat. Daß es so was heut' auch noch gibt . . . !

Eine besondere Reihe von Briefmarken von 25 Centesimi bis zu 10 Lire wird der Vatikanstaat herausgeben. Sie werden Abbildungen bekannter Werke christlicher Kunst des Vatikans erhalten.

lesen: Wer seinem Bruder nicht hilft, wenn er es vermag, liebt Gott nicht. Gottesliebe ohne Nächstenliebe ist eine Lüge — das gibt es gar nicht. Wer nicht liebt, bleibt im Tode. Wie Christus sein Leben für uns hingegeben hat, so sollen auch wir unser Leben der Liebe des Nächsten weihen. — Was soll da die erbärmliche Krämer-Rechnerei, wieviel man oder richtiger: wie wenig man der Caritas geben müsse, um an der Hölle vorbeizukommen? Ist das Liebe? Liebe Christi und des Christen? Wer zwei Röcke hat, gebe den einen dem, der keinen hat, spricht der Täufer im Evangelium zu denen, die ihn fragen, was sie tun sollen. Also: Wenn du vier Wochen auf Ferienreise gehst, so . . . Gewiß, man soll sich nicht an den Buchstaben klammern, das soll man sich aber auch wieder

nicht so lange vorsagen, bis mit dem Buchstaben auch der Geist, der ihm zugrunde liegt, verschwindet.

Nun sind die meisten von uns gewiß nicht „reich“, aber müssen nicht auch wir erröten, wenn wir daran denken, was wir uns gönnen und was wir dem bedürftigen Bruder, und in ihm dem Herrn selbst, mitteilen?

Das alles hier wird vielleicht manchem als eine seltsame Ferien-Betrachtung erscheinen, aber es handelt sich ja um eine Caritas-Betrachtung. Wir können uns als Christen keine Ferien von der Wahrheit und von der Liebe gestatten. Die Ferien sollen uns körperlich und geistig erneuern, die Erneuerung des Geistes aber ist die Erneuerung in der Wahrheit und in der Liebe.

A. E.

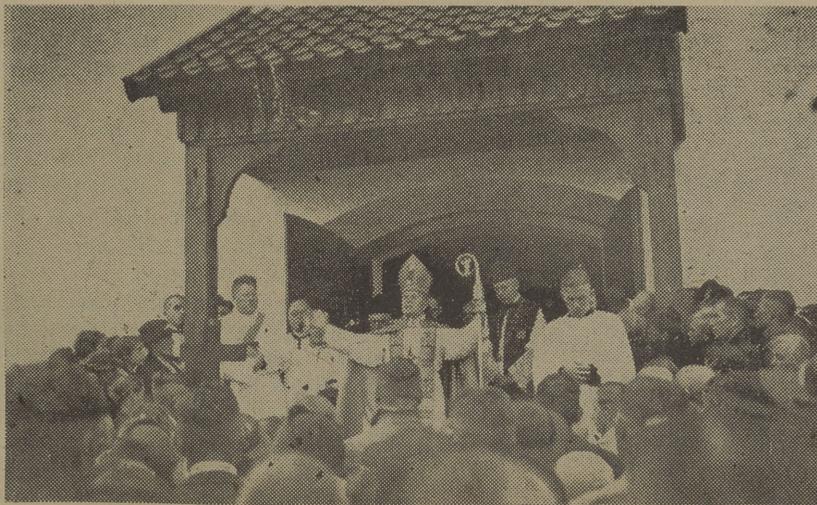


Weng-
goyen
10. 7.
1938

Foto:
Sfowronski-
Bartenburg



Am 10. Juli erlebte Wenggoyen (Kreis Köchel) den Freudentag der Einweihung seines neuen, schönen Gotteshauses. In der letzten Nummer des Ermländischen Kirchenblattes war darüber ein ausführlicher Bericht zu lesen. Heute sei dieser Bericht noch ergänzt durch einige Bilder von den religiösen Feierlichkeiten. Links oben sehen wir Bischof Maximilian beim Besprengen der Kirchenwände mit geweihtem Wasser. Im Vordergrund links: der Ortspfarrer, Kuratus Brusztowski. Auf dem Bilde rechts oben schreiten hinter den Ministranten: Generalvikar Msgr. Dr.



Marquardt und Bischoflicher Hofkaplan Fittkau; im Hintergrunde wieder der Bischof bei den Zeremonien vor der Kirche. Ähnliche Szenen zeigen die beiden ersten Bilder der mittleren Reihe. Im dritten Bilde dieser Reihe sehen wir den feierlichen Zug der Geistlichkeit nach Beendigung des Gottesdienstes zum Pfarrhaus. Das Bild der unteren Reihe schließlich: Bischof Maximilian während der Festpredigt vor dem geöffneten Hauptportal der Kirche. Rings drängen sich die Massen, es waren etwa 3000 Menschen zu der Wenggoyer Kirchweihe zusammengeströmt.

Die schlimmen Folgen geistiger Verirrungen

Am Beispiel Spaniens illustriert

Zwei Jahre dauert jetzt der blutige Bürgerkrieg in Spanien. In diesem Augenblick ist von aktuellem Interesse, was der Bischof von Salamanca in einem Hirtenschreiben über die entfernten Ursachen der Katastrophe sagt. Seine Ausführungen über „die Verirrungen des Geistes und die Götzenbilder des Intellektualismus“ haben nicht nur für Spanien, sondern für alle menschlichen Gemeinschaften Wert und Geltung. Es gibt ja in unserer Zeit kein Kulturvolk, dessen soziales und geistiges Gefüge nicht von denselben zersetzenden Ideen bedroht wäre, auf die der Bischof warnend und anklagend hinweist. Es gibt eine Freiheit der menschlichen Persönlichkeit, die die Kirche stets verteidigt hat, weil sie ihren Grund in der von Gott geschaffenen menschlichen Natur hat. Aber welches Fessbild vielfach aus diesem Ideal gemacht und welcher Mißbrauch mit dem Begriff Freiheit, besonders auf dem Gebiete der Literatur und Presse getrieben worden ist, das ruft das Hirten schreiben des Bischofs von Salamanca noch einmal deutlich ins Bewußtsein. Es heißt darin:

„Der Kommunismus ist der direkte Sohn des Liberalismus. Absolute Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Presse! Fetischistische Verehrung der sog. Intellektuellen, auch wenn ihre wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten die Sittlichkeit untergraben, die Gesellschaft unterwühlten und zur Anarchie führten.

Der Syllabus Pius IX., der die umfänglichere Freiheit verurteilte, die klaren und erleuchteten Enzykliken Leos XIII. wie z. B. „Aeterni Patris“, in der gezeigt wurde, wie die sozialen und politischen Uebel ihren Ursprung in falschen philosophischen Systemen haben, und die Enzyklika „Libertas“, die die Freiheit als ein überaus kostbares Geschenk der menschlichen Natur anerkennt, aber die zügellose Freiheit der Lehre und der Presse verurteilt — all diese Wahrheiten wurden als die Spitzfindigkeiten eines unduldsamen Geistes ausgegeben. Man behauptete, der Gedanke könne keinen Schaden anrichten, und seinen Äußerungen dürfe man keine Fesseln anlegen. Die Intellektuellen, die Schriftsteller und Journalisten müßten in jedem Falle geschützt und unantastbar sein, gleichviel, welchen Gebrauch sie von ihren Talenten, von ihrem Beruf und den mannigfachen, ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln machten, um ihre Ideen zu verbreiten. Das war ein unheilvoller Irrtum und eine Götzenvereiner, die wir jetzt mit Strömen von Blut bezahlen.“

Der Bischof geht dann auf die Buchliteratur ein und führt zwei typische Fälle an, mit denen er selbst zu tun hatte.

„Im Jahre 1900 haben wir in unserer Heimatstadt Barcelona in einem, nicht etwa anonymen, sondern mit Namen gezeichneten Artikel auf die anarchistischen und zersetzenden Lehren hingewiesen, die in allen Lehrbüchern der 40 modernen, im Geiste Ferrers geleiteten Schulen Barcelonas vorgetragen werden. (Ferrers war ein Freidenker und Anarchist, der 1909 wegen revolutionärer Umtriebe erschossen wurde, was zu dem berühmten Ferrer-Rummel der europäischen Freimaurer und Freidenker Veranlassung gab.) Unsere Warnung blieb ungeachtet, weil das liberale Dogma galt, daß nur Taten strafbar seien, die Vorbereitung aller möglichen Lehren dagegen frei. Wenige Monate später lernten wir in den Brand-

stiftungen und Mordtaten der „Tragischen Woche“ die Folgen solcher von den liberalen Grundfragen geschützter Lehren kennen.

1928 und 1929 stellten wir mit Erläuterungen fest, wie unter voller Militärdiktatur Auflagen über Auflagen des „Sozialistischen Katechismus“ gedruckt und verbreitet wurden. Darin wurde nicht nur die Religion, sondern auch die Staatsgewalt und sogar das Heer angegriffen und lächerlich gemacht. Durch die höchste kirchliche Stelle in Spanien wurden die Spitzen des Staates darauf aufmerksam gemacht, aber es geschah nichts. Der Friede war offenbar nicht gefährdet. Aber zwei Jahre später waren die sozialistischen Stimmen stark genug, um eine vielhundertjährige Monarchie zu stürzen, und fünf Jahre nachher überschwemmte eine Kommunistenherrschaft zwei Jahre lang große Teile Spaniens mit Blut.

Angesichts der apokalyptischen Blutopfer Spaniens ist es nun Zeit, zu erkennen, daß es Sünden des Denkens, des Lehrens und der Presse gibt, und daß die Tätigkeit des Intellektuellen, des Professors und des Journalisten, die stets im Dienste der Kultur und der Moral stehen müßte, in manchen Fällen eine wahrhaft verbrecherische Tätigkeit ist, die den Staat untergräbt, die Jugend verdirbt und das Volk vergiftet.

Welch furchtbare Verantwortung für das gegenwärtige Unglück Spaniens tragen so manche Universitätsprofessoren, die nicht nur — was an sich schon beklagenswert ist — als Lehrer, sondern auch als politische Werber den revolutionären Geist unter der Jugend entfacht haben. Und wer hat die Seele eines großen Teiles unseres Volkes mehr vergiftet als die religionsfeindlichen und demagogischen Zeitungen? Welche Früchte konnte man von den billigen Volls Ausgaben antireligiöser, unsittlicher, sozialistischer, kommunistischer und anarchistischer Bücher und Schriften erwarten, die vor und nach 1931 in ganz Spanien verbreitet wurden?

Es ist ja nur logisch, daß in einem kommunistischen oder zum Sozialismus hinneigenden Staat derartige Lehren verbreitet werden. Was aber als Selbstmord erscheint, das ist, daß unter ganz entgegengesetzten Regierungsformen, die den Katholizismus als Staatsreligion anerkannten und für die Autorität, Eigentum und Ordnung die Grundlagen der Gesellschaft waren, diese Fundamente infolge einer abergläubischen Verehrung der Freiheit erschüttert werden konnten. Man hielt an dieser Freiheit fest trotz ihrer Auswüchse und geistigen Verirrungen, die vor Gott Sünde sind und die als Verbrechen angesehen werden müßten von einer Gesellschaft, die sich vor Revolution und Anarchie schützen will.“

Das Hirten schreiben sagt weiter, es sei durchaus richtig gewesen, daß der Erziehungsminister kürzlich beim „Tage des Buches“ zwischen guten und schlechten Büchern unterschieden habe. „Diese Unterscheidung zwischen guten und schlechten Büchern muß von denen im Auge behalten werden, die in Zeitungen und Zeitschriften literarische Kritik üben, damit sie nicht das Böse begünstigen.“

Am Schluß seines Hirten schreibens sagt der Bischof von Salamanca:

„Viel Böses, und vielleicht auch die gegenwärtige Tragödie, hätte in Spanien verhütet werden können, wenn der katholische

Religiöses und Unreligiöses von den „Sperlingen Gottes . . .“

Sperlinge sind Sperlinge. Sie singen schlecht, sie raufen und balgen sich. Sie stehen und verstellen sich spitzbübisch. — Man schimpft über sie, verachtet sie selbstverständlich, wirft Steine nach ihnen, verjagt sie mit Händeklatschen und stellt Vogelscheuchen gegen sie auf . . .

Wer durch slowakische Zigeunersiedlungen, wie die von Bettelsdorf oder die von Schwabendorf oder von Hundsdorf oder Stavník schreitet, sagt sich: „Das sind Sperlinge Gottes.“ — Nur daß diese schwarzen, wildhaarigen „Galgenvögel“ eine fremdartige, bunte Sorte von Sperlingen sind. Knallrote, grasgrüne, schreiend blumige Fexen sind ihnen Kleider. Unglaublich naiv und kindlich muten ihre kleinen, halbzerrissenen Bretterhäuschen, oder gar ihre Erd-Bohnlöcher an. Am weitaus seltsamsten aber ist ihre wildverworrene, märchenhaft vermengte Weltanschauung.

Sie sind katholisch, und zwar alle, ohne eine einzige Ausnahme. Jemand fragte einen Zigeuner: „Sind Sie katholisch?“ Da gab er entrückt zur Antwort: „Was denken Sie denn? Ist es nicht schon genug, daß ich ein elender Zigeuner bin? Wie soll ich da noch eine falsche Religion haben? Ich bin katholisch und bleibe katholisch. Ich will auf einen katholischen Friedhof schlafen gehen.“

Jemand habe in einer Zigeunersiedlung jedem Zigeuner fünfzig Kronen versprochen, der vom katholischen Glauben abfiele. Da habe es ihm allenthalben entgegengezwickert: „Am Gottes willen! Fünfzig Kronen sind schnell verfressen! Wir sind katholisch wie alle unseres Stammes und wollen es immer

bleiben.“ Man denke sich, wie diese Leute bettelnd hinter jedem Heller her sind! . . .

Nun ist es Tatsache, daß sie zwar den Namen von Katholiken fanatisch hüten, daß sie im übrigen aber nur geringe Bruchstücke katholischer Seelenhaltung in einem schauerlichen Gemengsel von Heidentum und Aberglauben forterben. Sie gehen nur in die Kirche, wenn „etwas los“ ist. Am häufigsten sieht man sie noch an Weihnachten bei der Krippe, wo sie mit närrischen Kufhändchen und Berrenkungen das süße Kind verehren.

Es ist ein unumstößliches Gesetz, daß der Zigeuner katholisch getauft, katholisch getraut und katholisch begraben wird. Zwischendurch ist alles möglich. Da verehrt und beschwört er allerlei Dämonen: Urmen, in denen er Schicksalsgöttinnen erblickt; Keshalgen, eine Art von Waldgeistern und gar manche andere Gestalten der Zigeunerphantasie. Zauberfrauen brauen ihm Hexentränke. Der Aberglaube im Verein mit allerlei sonstigen Unsitten blüht und gedeiht in üppigsten Formen.

Die Zigeuner stehlen wie die Ahekn. Das war immer so und wird immer so sein. Wo ein Diebstahl möglich, dort wird er auch begangen. Raffinierter aber ist die Begründung, die sie für die „Berechtigung“ ihres stehlens anführen. „Die Zigeuner haben“, so erklären sie, „dem Herrn Jesus am Kreuze den vierten Nagel erpart, indem sie ihn wegstahlen. Seit jener Zeit ist der Diebstahl für keinen Zigeuner eine Sünde.“ — Wie kindlich, und doch wie ausgefeimt!

Es wundert durchaus nicht, in den Zauber- und Hexensprüchen der Naturmenschen den Namen des Herrn Jesus und der Heiligen anzutreffen. Das wirkt nach ihrer Ansicht mehr, und sie sind doch eben „durchaus christlich und katholisch.“

Glaube vieler Katholiken erleuchteter und konsequenter gewesen wäre, statt nur eine Sache des Gefühls und äußerer Übung zu sein, wenn man das Evangelium gekannt und nach ihm gelebt hätte, wenn man die päpstlichen Enzykliken mehr gelesen und angewendet hätte. Ein nur äußerlicher und Namenskatholizismus führt zu unangenehmen Ueberraschungen.“

Darum, so schließt der Bischof, müsse mit der nationalen Erneuerung die Wiederbelebung eines echten und tiefen Christentums Hand in Hand gehen.

Wunder und „Wunder“!

Nach sechsjähriger Krankheit in Altötting geheilt

Am ersten Julisonntag fiel den zahlreichen Pilgern, die am bayerischen Wallfahrtsort Altötting zusammengeströmt waren, eine Klosterfrau im weiß-schwarzen Ordenskleid der Dominikanerinnen auf, die sich mühselig mit zwei Krücken über den Kapellenplatz schleppte. Gegen Abend aber konnten die Besucher des Gnadenortes zu ihrem großen Erstaunen die Schwester frei und unbehindert ohne Stock in die anderen Kirchen von Altötting gehen sehen. Sie war inzwischen in der Gnadenkapelle wunderbar von ihrem Leiden befreit worden. Auf Befragen erzählte sie, es sei ihr während des Gebetes an der Gnadenstätte vorgekommen, als ob eine innere Stimme zu ihr sage, sie solle die Krücken weglegen und versuchen, ob sie stehen könne. Sie tat dies und konnte zu ihrer großen Ueberraschung nicht nur stehen, sondern ohne jede Stütze die Gnadenkapelle frei verlassen. Zu der auffallenden Heilung berichtet die Wallfahrtsadministration Altötting folgendes: „Heute am Bluthristi-Sonntag, den 3. Juli 1938, nachm. halb 4 Uhr, ereignete sich in der heiligen Kapelle eine wunderbare Heilung: Die Dominikanerin M. Aquinata Pröbster in Salzburg, Wolf Dietrichstr. 37, litt seit 6 Jahren an schwerer chronischer Gelenkentzündung, besonders an den Knien. Während der ganzen Zeit war sie bettlägerig. Nur seit dem heurigen März konnte sie mit 2 Krücken und Knieschienen etwas, aber nur mühsam gehen. Heute durfte sie mit einer bekannten Familie im Auto hierher fahren. Sie hatte eine neun-tägige Andacht zu Ehren der lieben Gnadenmutter von Altötting und zum hl. Bruder Konrad gemacht, die morgen, am 4. Juli, abläuft. Während sie in der heiligen Kapelle in innigster Bitte zur lieben Mutter Gottes flehte, wurden ihre Knie plötzlich gesund. Sie stand auf und konnte gehen. Die beiden Krücken brachte sie in die Kapellensakristei, wo Untertassentische eben weilte und den Bericht aufnahm. Mgr. Walbert Vogl, Stiftsdekan.“ Die vielen Wallfahrer, die Zeugen des ganzen Vorfalles waren, stimmten, als sie sahen, wie die Ordensfrau ihre Krücken abließerte, begeistert den Lobgesang „Großer Gott, wir loben dich!“ an. Die kirchliche Oberbehörde in Passau wird wohl die Frage, ob es sich hier um ein wirkliches Wunder handelt, weiter prüfen und untersuchen lassen. —

Eine blutende Muttergottes?

Weniger ernsthaft, ja sogar sehr zweifelhaft muten gegenüber der vorstehend geschilderten Heilung in Altötting eigenartige Vorgänge in Chuski bei Radom (Polen) an, über die der Dekan Dr. Kusinski von Radom im „Maly Dziennik“ berichtet: Vor kurzem

verbreitete sich in der Gegend von Radom das Gerücht von wunderbaren Vorgängen an einer Wegefigur im Dorfe Chuski. Dort versammelten sich allabendlich die Gläubigen vor einer Marienfigur, sangen und beteten die Lauretanische Litanei. Eines Abends kamen Burchen vorbei und riefen den betenden Mädchen zu, sie sollten doch lieber mit ihnen tanzen kommen. Als die Mädchen das entriistet ablehnten, kam es zum Streit. Schließlich fingen die Burchen an, mit Steinen nach den Mädchen zu werfen. Ein Stein traf angeblich das Muttergottesbild ins Auge. Seitdem zeigt das rechte Auge eine Rötung und soll blutend erscheinen. Der Gesichtsausdruck erscheint schmerzlich verzerrt. Wie der Dekan dazu weiter schreibt, finden sich seit dem Tage immer mehr Besucher in Chuski ein, in den Pfingsttagen waren es sogar etwa 10 000, teilweise von weither, selbst aus Wilna und Kattowitz. Es kam geradezu zu einer Lebensmittellot, trotzdem geschäftstüchtige Leute es schon verstanden, die Lage auszunutzen und Buden mit Ehwarten, Süßigkeiten u. dgl. aufzustellen.

Selbstverständlich schließt sich der Berichterstatter, wie es kirchliche Kreise niemals ohne lange und gründliche Prüfung der Sache tun, nicht einfach dem Urteil des Gerüchtes an. Erst wenn gründliche Untersuchungen durch Sachverständige den Nachweis erbringen, daß natürliche Ursachen nicht in Frage kommen, erkennt die Kirche ein übernatürliches Geschehen an. Aufgeregte Gemüter, besonders in wirtschaftlich oder politisch unsicheren Zeiten, neigen nur zu sehr dazu, schon auf bloße Gerüchte hin von Wundern zu sprechen. Dekan Kusinski weist auf verschiedene Vorgänge ähnlicher Art aus den letzten Jahren hin, bei denen nach erfolgter Prüfung durch die bischöflichen Behörden nichts Wunderbares übrig blieb. Erinnerung sei daran, daß auch in unserem Kirchenblatt schon davon die Rede war, und zwar bezüglich des in den ersten Nachkriegsjahren viel genannten Kreuzfizes von Sempias. Auch da erklärte die bischöfliche Behörde, daß nichts ein Wunder beweise. Auch in Chuski könnten durchaus natürliche Ursachen mitspielen. Man weist darauf hin, daß man auf dem Lande dort vielfach die Wegefiguren mit künstlichen Blumen schmückt, die bei dem starken Regenwetter im Mai die Figur mit ihrer Farbe durchtränken konnten. Rote Tinte zieht sogar einen Zentimeter tief in den Sandstein ein, aus dem auch die Figur in Chuski besteht. Auch rötliche Moosarten sowie kleine rote Spinnen können Verfärbungen hervorrufen.

Dekan Kusinski hat sich persönlich nach Chuski begeben. Er fand dort etwa 150 Leute, von denen aber nur wenige beteten oder knieten. Die meisten liefen herum, schwätzten, guckten oder besuchten Buden mit Süßigkeiten. Eine Frau war auf den Sockel der Figur gestiegen und wuschte mit ihrem angefeuchteten Taschentuch über das Auge der Figur. Es zeigte sich darauf ein rötlicher Fleck. Angesichts des wenig erbaulichen Verhaltens der Leute brachte der Dekan im Auftrage seines Bischofs eine Tafel an, man möge sich bei der Figur wenigstens andächtig verhalten und es unterlassen, durch Wischen oder gar Kratzen mit Messern etwas von dem angeblichen Blut zu erhalten. Selbstverständlich wird, wie in allen solchen Fällen, auch hier eine eingehende Untersuchung erfolgen. Jedenfalls zeigt der Bericht des Dekans deutlich, wie vorsichtig die Kirche solchen angeblichen Wundern gegenübersteht, und alles vermeidet, was als Beglaubigung für Dinge gelten könnte, die Unverständige oder Leichtgläubige vorschnell als übernatürlich bezeichnen möchten. Die Kirche ist nicht wundersüchtig, aber sie ist ebenso wenig wunderlüchtig!

So wendet sich z. B. der Schätzezauberer in folgendem Liedchen an die Dämonen:

Phuwushmann, Phuwushmann,
wenn ich das Gold finden kann,
will ich dein' Ehre retten.
Machen laß ich drei Ketten:
Die eine für Gott, so gütig und hold,
die laß ich machen aus lauter Gold!
Für Jesus, das heilige Gotteskind,
zur Kette ich blankes Silber find'.
Die dritte, die laß ich machen, traun!
für Maria, die heiligste aller Frau'n.
— Im Namen Gottes, weich von mir!

Bei der windromantischen Verwirrung aller religiösen Begriffe stößt man auf die erbaulichsten und unerbaulichsten Ereignisse im Bereiche des Zigeunerglaubens. In Nitra brachte einst eine Zigeunerin ihren Gatten zum Priester herangeschleppt und sprach: „Du hast uns getraut, Priester. Dieser Treulose aber hat mich hintergangen. Ich verlange, daß er sein Jawort vor dir erneuert, und daß du aufs neue unseren Bund segnest!“ — Wie kindlich der alte Sünder da dem Priester die Worte nachsprach: „Ich . . . der ich meiner angetrauten Ehegattin . . . die Treue gebrochen, verspreche hierfür ein braves und anständiges Leben, wie es sich für katholische Christen geziemt.“ — Sie halten nämlich unbedingt auf Gattentreue.

Einst starb in der Zipser Gemeinde Hundsdorf ein Zigeuner. Die ganze Zigeunerstiedlung daseselbst schickte sich an, ein großes Totenfest zu begehen. Niemand aber dachte daran, für die Seelenruhe des Verstorbenen irgend etwas Besonderes zu tun. Der Pfarrer stellte sie deshalb zur Rede. Da erschien

ein Verwandter des Verstorbenen im Pfarrhaus, um eine Totenmesse zu „bezahlen“. Der Tag und die Stunde für das Requiem werden festgesetzt. Alles ist gut. Am festgesetzten Morgen geht der Priester zur Kirche und staunt, daß keiner der Zigeuner erschienen. Zu gleicher Zeit kommt jener, der die Messe bestellt hatte, polternd ans Pfarrhaus und schreit: „Gebt mir mein Opfergeld zurück, ich will die Messe nicht!“ Die Pfarrwirtin bedeutet ihm, der Priester sei bereits in der Kirche. Vielleicht, daß er ihn noch in der Sakristei treffen könne. Der Alte läuft hinüber. Allein, schon steht der Priester am Altar. Was tut das Naturkind? Es zischt laut: St! St! und winkt dem Pfarrer, er solle zurückkommen. Da diesem ungewöhnlichen Ansinnen keine Gewährung wird, begibt sich der Mann in die Kirche, wo er während des ganzen Gottesdienstes nicht aufhört zu brummen und zu knurren . . .

Derselbe Pfarrer berichtet, er habe siebzehn Zigeunkinder zur ersten heiligen Kommunion geführt. Er habe den Kindern, die vielleicht zum ersten Mal im Leben richtig gewaschen und gekämmt waren, nach der Feier im Pfarrhaus Kaffee und je zwei Hörnchen als Festessen gestiftet. Da habe die ganze Zigeunerkolonie am Pfarrhaus gestanden und ebenfalls zwei Hörnchen verlangt mit der Begründung: „Sind es denn nicht unsere Kinder?“

Sie lieben ihre Kinder rührend und närrisch zugleich. In einer Siedlung wurden Drillinge geboren. Da alle Männer wie närrisch darauf bestanden, Pate zu werden, entstand eine große Schlägerei. Als der Friede für diese Schlägerei geschlossen wurde, waren die Drillinge gestorben . . . Sie schlugen sich und lieben sich, die Sperlinge Gottes . . .

Ludwig Barbian.

Erst ihr Urteil schafft Klarheit, nur sie verfügt auch über die Mittel zur Prüfung. Nicht, was irgend ein Schornsteinfeger oder eine Käsehändlerin als Wunder erklärt, ist deshalb schon Lehre der katholischen Kirche. Auch bei den Vorgängen von Chuski wird die strenge Prüfung des Bischofs abzuwarten sein. Der Defan von Radom leistet daher mit seinem Vorgehen und seinem ruhigen Bericht der Kirche einen wertvollen Dienst. Uebereile wäre nur zum Schaden der katholischen Sache. Es schadet aber nicht, wenn wir an Hand des Berichtes auch einmal wieder uns den Standpunkt der Kirche gegenüber solchen Vorgängen ins Gedächtnis rufen, der nur zu gerne von ihren Gegnern in den Schmutz gezogen wird.

(Aus dem Kath. Sonntagsblatt für das Bistum Danzig.)

*

Inzwischen hat die zuständige bischöfliche Behörde von Sandomir eine Untersuchung der Angelegenheit vorgenommen, deren Er-

gebnis die folgende Erklärung ist: „Auf Bitten der bischöflichen Behörde Sandomir nahm das Staatliche Hygienische Institut in Warschau eine chemische und spektroskopische Untersuchung von geröteten Teilchen des Sandsteins auf Vorhandensein von Blut vor. Blut wurde in dem untersuchten Material nicht festgestellt. Vielmehr stellte man eine Färbung durch einen Anilinfarbstoff fest. Wahrscheinlich kommt diese Färbung von durch Regen aufgeweichten Papierblumen her, denn die Bevölkerung unserer Dörfer und vieler Städte hat die fromme Gewohnheit, im Monat Mai Muttergottesfiguren mit lebenden und künstlichen Blumen zu befränzen.“

Die Erklärung der bischöflichen Behörde ist wieder ein Zeichen, wie vorsichtig und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Kirche solchen angeblichen Wundern gegenüber steht. Sie wird oft von solchen angefeindet, die ihr Wundersucht anhängen möchten. Was ein überfrommes, überreiztes Gemüt übereilt als Wunder bezeichnet, ist aber noch längst nicht Lehre der Kirche.



13.

Teatro Adriano

An einem Abend wollten sie zum Teatro Adriano gehen, um die Passion in lebenden Bildern zu sehen. Nach dem Abendessen war Toon mit dem Baron und den Flinksten aus der Gruppe noch einmal zum Pincio park gegangen, um von dem Hügel aus den Untergang der Sonne hinter St. Peter zu genießen.

Es war unvergleichlich schön. Zu Füßen Rom, die ewige Stadt, darüber der Himmel wie in Feuersglut getaucht. Der ganze Pincio war dicht von Wallfahrern und vielen Autos mit amerikanischen Flaggen besetzt. Lichter glühten auf in der Stadt. In der fallenden Dämmerung glich Rom einem großen Teppich, besetzt mit glitzernden Perlen am Fuß der Weltbasilika. Unter der Kuppel erstrahlten die Fenster im Scheine der untergehenden Sonne gleich einer Reihe Rubinen in einer Tiara. Rom und die Kuppel: es war wie aus einem Guß.

Die Männer liefen im Galopp durch den Park nach dem Hause zurück. Toon voraus, hinter ihm der Baron, die Studenten mit dem Holländer und der dicke Küster. Verheyen wandte sich um und winkte mit dem Arm: „Wenn sie noch nicht fort sind, dann kommen wir noch beizeiten.“

Sie waren noch da. Toon hatte es aber so eilig, daß er an der Pforte eine Nonne beinahe platt an die Wand drückte, um seine Leute durchzulassen. Im Gang stand der Professor und hielt dem Baron vor, daß er eine halbe Stunde über die vorgesehene Zeit ausgeblieben sei, doch Toon legte seine Hand auf des Küsters Stirn, die mit Schweißtropfen bedeckt war, und meinte: „Sehen Sie uns Arme doch nur einmal an, wie triefend naß wir sind vom Laufen, wogegen selbst ein Regenschirm nicht hätte helfen können; und nun ist es noch nicht einmal recht, wo wir da sind.“

Als alle Gesichter wieder gut gelaut drein sahen, machte das geschundene Mönchchen das Tor wagenweit auf für die Pilger. Toon half dienstbereit dabei. „Schwester, wir gehen mal wieder etwas anderes sehen. Viel sehen und wenig schlafen muß man in Rom, denn schlafen, das können wir auch daheim. Wenn jemand nach Rom kommt, um zu schlafen, dann ist er meines Erachtens das Porto nicht wert. Haben Sie verstanden?“

Und das Mönchchen erwiderte lachend: „Gar nichts!“

Bei dem Springbrunnen mit dem Mann in der Schüssel stand ein Straßenbahnwagen bereit. Mit Fäusten und Ellenbogen eroberten die Kempener fünfzehn Stehplätze. An jeder

Haltestelle kamen noch mehr Leute hinzu, so daß Toon immer mehr in die Enge geriet.

Teatro Adriano! Die Leute stiegen aus! Alle Linien an der Front des Gebäudes waren besetzt mit bunten Glüh-



lampen. Pilger aus allen Ländern drängten zum Eingang. Toon hielt Jan fest, auf daß er im Gedränge nicht verloren gehe. Da hörte man über die Köpfe hinweg des Professors Stimme: „Pilgerkarte bereithalten!“ Toon fühlte in seine Innentasche und fragte verzweifelt: „Schöpfe, haben Sie die Karte bei sich?“

„Ja, sicher!“

„Ich nicht, Schöpfe. Wozu dient sie?“

„Es gibt darauf fünf Franken Ermäßigung.“

„Wann wurde das mitgeteilt?“

In allen Händen sah er jetzt die bekannte grüne Karte. Er stieß Jan in den Rücken und fragte: „Hast du sie bei dir?“

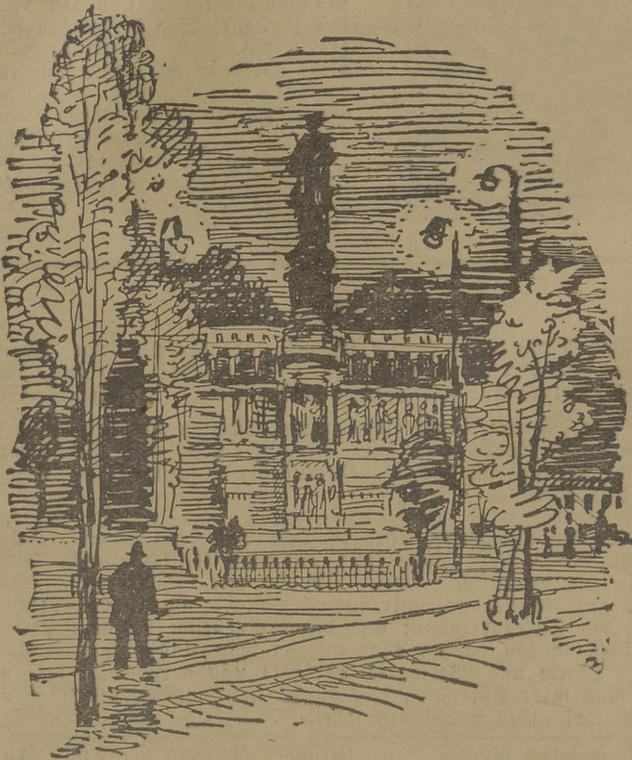
Jan hatte sie. „Warum hast du mir das nicht gesagt?“

„Ja, Toon, glaubst du denn, daß ich den ganzen Tag auf dich achtgeben kann?“

Plötzlich faßte Toon einen Entschluß, er machte rechts umkehrt und sagte: „Ich hole meine Karte. Ich zahle keine fünf Franken mehr.“ Er schüttelte den Gendarmen ab, stieß den Werkmeister beiseite, arbeitete sich durch die Menge, erhielt

Ellenbogen in den Rücken, und noch ehe er es wußte, war er aus dem Gedränge und stand mitten auf der Straße, mutterseelenallein. Straßenbahnwagen voller Licht verließen den Platz nach allen Richtungen. Toon sah noch einmal nach der Theaterfront voller Glühlampen, las Teatro Adriano und setzte seine Mühe zurecht. „Es ist nicht schlimm, mit meinem Abonnement werde ich bald wieder zurück sein.“

Auf der anderen Seite standen zwei „Napoleons“ mit weißen Handschuhen. Toon dachte: „Nur meine Adresse zur Hand nehmen, dann werden die zwei mich schon in den richtigen Wagen setzen.“ Seine Hand verschwand in der inneren Rocktasche; ein Frösteln lief über seinen Rücken, und die Haut auf seiner Stirne spannte sich so gewaltig, daß seine Augen beinahe auf die Straße fielen. Toon sagte laut: „Zum Kukud noch einmal, meine Adresse steckt bei der Pilgerkarte.“ Ein auf-fahrendes Auto trieb ihn zur anderen Seite, wo Bäume standen. Hoch oben sah er ein schwarzes Standbild zwischen Lampen.



Das einfachste und sicherste war, fünf Franken mehr zu zahlen und in Gottes Namen hingehen, um die Passion zu sehen. Toon aber war zu lange kempischer Bauer gewesen, um sich damit abzufinden; er mußte seine Karte haben.

Von dem Kloster wußte er nichts anderes, als daß es beinahe an der Ecke eines kleinen Platzes lag mit einem steinernen Kerl, der Wasser steil auf in die Luft speit. Er sah das alles so deutlich, als stände er davor: der marmorne Springbrunnen mit Streifen von hängendem Gras, der Wasserstrahl hoch in

der Luft. Er sah die vier kleinen Fische auf ihrem Kopf stehn, die Schwänze rund um das Wappen des Papstes gelegt. Aber wie die Fontäne, das Kloster und die Straße hießen, das alles steckte in seiner Pilgerkarte.

Berheyen schielte einmal nach den Napoleons mit ihren Schwalbenschwänzen, knöpfte seinen Rock zu und ging mit geballten Fäusten hin zur bewaffneten Macht. Die Polizei sah ihn kommen und blieb ruhig stehen. Jetzt mußte italienisch gesprochen werden. Toon begann. Zuerst klopfte er mit dem Zeigefinger auf die Brust, um zu verstehen zu geben, daß es sich um ihn handelte. Die Karabinieri sahen ihn gelassen an mit ihren Puppenaugen. So weit war alles klar. Dann streckte Toon seine fünf Finger an beiden Händen aus in der Richtung all der Straßen, sah die Polizisten an, zog beide Schultern hoch und sagte: „Fontäne!“

Einer der Polizisten streckte seine Hand hoch und biß in die Spitze seines Zeigefingers. Leute traten herzu; Toon warf den Kopf in den Nacken, zischte gleich einem Feuerpeil, wies mit seiner Hand hoch in die Luft und wiederholte: „Fontäne!“ Man hatte verstanden: die Napoleons lachten einander zu, sprachen über Fontana und noch einmal Fontana, und das ganze Volk rundum war der Meinung, daß Toon in einen Straßenbahnwagen mußte.

Der Schaffner wurde über den Fall unterrichtet, nicht, daß er alles verstanden habe, und bot Toon vorsichtig einen Platz an zwischen Waisenknaben mit einem Pastor und kupfernen Instrumenten. Während Berheyen noch einmal dankbar nach draußen zu den Leuten blickte, sah er das Teatro Adriano mit den Glühlampen langsam hinter der Tram verschwinden. Die Waisenknaben mit ihren Trompeten und Klarinetten saßen ganz still da und blickten verstohlen nach Toon hinüber. Alle trugen ein rundes Barett mit einer Fasanenfeder auf dem Kopf, die Feder war gerade über der Nase. Toon tickte mit seinem Zeigefinger einem der Jungen auf seinen Knopf am Rock und fragte: „Roma? Italiano?“ Der Kleine aber schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Budapest“. Toon hätte wohl ein kleines Vermögen bezahlt, um Ungarisch sprechen zu können.

Als die Jungen bei den Kolonnaden von St. Peter aufstiegen, kam es ihm auf die Lippen, und er rief: „Jo napot, jo napot!“ (Guten Tag), weil sie so weit herkamen, um vor dem Papst Musik zu machen. Und die Kinder schwenkten aus Dankbarkeit ihre Trompeten.

Auf dem St. Petersplatz übergab der Schaffner Toon einem Kollegen in einem anderen Straßenbahnwagen. Toon zeigte noch einmal, den Kopf rückwärts gebogen, daß ein Wasserstrahl recht hoch in die Luft gehen muß, und fuhr dann geduldig mit. Ueber den Tiber zogen sich lange Lichtstreifen hin. Breite Straßen mit Geschäften, Kirchen, Hotels und Denkmälern wurden durchfahren. Sooft der Schaffner mit dem Ruf „Bigletti, Signori“ durch den Wagen kam, sah Toon sich um, ob seine Fontäne noch immer nicht in Sicht kam, und schaute fragend den Schaffner an. Und jedesmal sagte ihm der Mann: „Sogleich.“ (Fortsetzung folgt.)

„Wer beichten will, läute dreimal!“

Ein Pfarrer erzählt:

Es war etwa einen Monat nach Schluß der Osterbeicht. Ich sah eben auf meinem Arbeitszimmer, um meine Predigt für den nächsten Sonntag vorzubereiten, da kam zu mir ein Herr aus meiner Pfarrei herein, mit dem ich bei der Einsammlung der Beichtzettel eine kleine Auseinandersetzung hatte, die aber in der vornehmsten Weise zwischen uns geführt wurde. Der Herr erklärte mir nämlich damals, er habe nicht gebeichtet und könne deshalb auch keinen Beichtzettel abliefern. Er gestand mir dann, er habe ein Buch gelesen, das sehr scharfe Angriffe gegen die katholische Kirche enthalte und diese hätte er bis jetzt noch von keiner Seite widerlegt erhalten. Wenn er all die Vorurteile gegen unsern Glauben, welche in der Schrift zu lesen waren, überwunden hätte, würde er wohl wieder zu den Sakramenten gehen. Zur Zeit sei er aber nicht in einer Verfassung und Stimmung, daß er diese empfangen könne. Auf meine Frage, um welche Einwendungen gegen die Kirche es sich handle, hüllte sich der Mann in Schweigen und wiederholte mir nur, er werde sich bemühen, sein seelisches Gleichgewicht, das er durch die Lektüre jenes Buches verloren habe, wieder zu gewinnen und dann wohl auch seiner Beichtspflicht nachzukommen. Seit jener Aussprache hatte ich von ihm nichts mehr gehört.

Ich war nun umso mehr überrascht, daß er selbst zu mir kam, und noch mehr geriet ich ins Staunen, als er mir folgendes erzählte:

„Denken Sie sich, was ich vor einigen Tagen in meinem Urlaub erlebt habe: Ich war in Salzburg und machte von der Lingerstraße aus einen kleinen Spaziergang auf den Kapuzinerberg. Als ich bei dem reizend gelegenen Kloster anlangte, sah ich, daß die Kirche offen war. Ich trat mehr aus Neugierde als aus Andacht ein und schaute mir das kleine, aber stimmungsvolle Gotteshaus an. Dabei bemerkte ich neben einem Beichtstuhl eine Tafel, auf welcher zu lesen war: „Wer beichten will, läute dreimal!“ — Diese Inschrift erinnerte mich, daß ich heuer meiner Beichtpflicht nicht nachgekommen war und erschien mir wie eine Mahnung von oben, sie wenigstens nachträglich zu erfüllen. — Doch ich war in keiner rechten Stimmung, ein Bekenntnis meiner Sünden abzulegen. — Aber ich dachte mir, wenn ich läute, und wenn ein Priester kommt, so könnte ich ihm wenigstens meine religiösen Zweifel vortragen und ihn um Widerlegung derselben bitten. Und das glaubte ich hier in Ruhe tun zu können; denn ich war der einzige Kirchenbesucher. Und so ging ich beherzt an den Glockengriff und zog dreimal kräftig an. Bald kam ein alter, ehrwürdiger Priestergreis mit langem weißem Bart und kniete sich andächtig am Altare nieder. Dort betete er geraume Zeit, und das Bewußtsein, daß der fromme Ordensmann wohl meine Seele dem ewigen Richter empfahl, erfüllte mich mit großem Vertrauen zu ihm. Dann ging er in den Beichtstuhl. Ich kniete mich vor ihm nieder und erzählte ihm von den glaubenslosen Büchern, die ich gelesen hatte und von den religiösen Zweifeln, die mein Herz durchwühlten. Er ließ mich ruhig aussprechen und begann dann jeden einzelnen Einwand, den ich ihm vorgebracht hatte, in ruhiger, sachlicher Weise zu



Zwei Apostelköpfe des großen deutschen Meisters Veit Stoß zeigt das nebenstehende Bild. Im Breslauer Schloßmuseum wurde vor wenigen Tagen eine Ausstellung eröffnet, in der das Schaffen dieses hervorragenden Künstlers eine umfassende Würdigung findet. Deutscher Geist und tiefes christliches Empfinden vereinigen sich in seinen Werken in unlösbarer Harmonie. Veit Stoß gehört nach den neuesten Forschungen einem schwäbischen Geschlecht vom Bodensee zu. Auch dem Zweige der Familie Stoß, die in Breslau Bürgerrecht erwarb, war er blutsverwandt, woraus sich zwanglos sein mehrfacher Aufenthalt in der schlesischen Hauptstadt erklärt. Eines seiner gewaltigsten Werke ist der Hochaltar in der Marienkirche von Krakau, der seine Entstehung dem Opferwillen der dortigen deutschen Gemeinde verdankt und den Künstler fast 12 Jahre lang in Krakau festhielt (1477—89). Der Krakauer Marienaltar übte eine starke Wirkung im ostdeutschen Raume aus. Von seinem hohen künstlerisch-technischen Können, aber auch von der tiefen Erfassung des geistig-religiösen Gehaltes der dargestellten Vorgänge und Personen mögen die hier abgebildeten Apostelköpfe zeugen.

widerlegen, indem er mir hauptsächlich aus Stellen der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern nachwies, wie haltlos diese Angriffe gegen die katholische Kirche waren. Weiterhin erzählte ich ihm auch von meinem früheren Leben. Er fragte mich über Verschiedenes in so feiner taktvoller Form, daß ich erst am Schlusse unserer langen Aussprache, als er mir sagte, ich hätte nun eine gründliche Generalbeicht abgelegt, bewußt wurde, daß ich ihm alle Geheimnisse meiner Seele geoffenbart hatte. Nun betete er mir die Reueformel vor und gab mir nach einer kurzen letzten, liebevollen Ermahnung die Losprechung. Ich verließ gereinigt und geläutert, vor heiliger Freude im Herzen aufjubelnd, den Beichtstuhl. Als aber der ehrwürdige Priestergeis sich nachher wieder vor dem Hochaltar niederkniete, anscheinend um Gott zu danken, daß er mich ihm zugeführt hatte, dachte ich an Sie, Herr Pfarrer. Sie sollten als mein eigentlicher Seelsorger doch auch von diesem eigenartigen Vorkommnis erfahren. Und so ging ich ins Presbyterium zu dem alten Vater vor und bat ihn, als er von den Stufen des Altars aufstand, mir mit ein paar Zeilen zu bestätigen, daß ich wenigstens nachträglich noch meiner Beichtpflicht nachkam. Und er schrieb mir dann diese Zeilen. — Dabei überreichte mir der Herr einen Zettel, auf dem mit Bleistift in lateinischer Sprache bezeugt wurde, daß der Ueberbringer dieses Blattes auf dem Kapuzinerberge in Salzburg das Sakrament der Buße empfangen habe. — Ich drückte dem Mann meine Freude und Genugtung aus, daß er sich nun doch noch zu einer gründlichen Abrechnung mit Gott aufgerafft habe. — „Ja,“ antwortete er: „Die Gnade läßt uns keine Ruhe, nicht einmal im Urlaub und findet gar eigenartige Wege, um uns zu Gott zurückzuführen!“ —

Vielleicht sucht auch dich die Gnade deines himmlischen Vaters schon lange. Verschließe dich ihrer mahnenden und warnenden Stimme nicht! Einmal ruft auch sie dich zum letzten Mal! —

Mutter

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbare Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt; und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz. Adalbert Stifter.

Zum späteren König Philipp dem Schönen von Frankreich sagte, als er noch Knabe war, seine Mutter einmal voll Bewunderung: „Kind, wie bist du schön!“ Darauf der Knabe: „Mutter, ich bin nur dein Bild!“

Das tat ein Heide. Der römische Philosoph Seneka, einer der großen Weltweisen seiner Zeit, ersorschte täglich abends sein Gewissen, ehe er zu Bett ging. „Ich tue mir Gewalt an“, sprach er, „und gehe täglich mit mir ins Gericht — am Abend, wenn das Licht des Tages erloschen und die Weinen im Schlaf liegen. Ich betrachte da den ganzen abgelaufenen Tag, und untersuche da alle meine Worte und Werke; ich verhehle und verschweige mir nichts und sage mir: Hüte dich, daß du es nicht wieder tußt.“ Das tat ein Heide! Und du — ein Christ?

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gerhard Schöpff, Braunsberg, Regitterweg 3. Verlags- u. Anzeigenleitung: Direktor August Scharnowski, Braunsberg. Verlag: Caritasverband für die Diözese Ermland e. V., 2. Kirchenstraße 2. Druck: Nova Zeitungsverlag G. m. b. H., Abt. Erml. Zeitungs- und Verlagsdruckerei, Braunsberg. D. A. 2. Vierteljahr 1938 = 29 905; davon „Erml. Kirchenblatt“ 24 042; „Ausgabe für Königsberg“ 2168; „Ausgabe für Elbing und Umgegend“ 3695. Anzeigen erscheinen in der Gesamtauflage. — Zur Zeit gilt Preisliste 2. — Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle des Ermländischen Kirchenblatts, Braunsberg, Langgasse 22.

Druckpreis: durch das Pfarramt monatl. 35 Pfg., Einzelnummer 10 Pfg. Bei Postbezug vierteljährl. 1,— Mk., mit Bestellgeld 1,18 Mk.

Inseratskosten: die 3 mal gespaltene Millimeterzeile 9 Pfg. im Inseratenteil. — Schluß der Anzeigenannahme Montag.

Lebensstameraden

sucht 47jähr. kath. Dame, 1,68 gr., ddbl., stättl., häußl. und sparlam., mit sehr schöner Wäscheaussteuer und gemüthlicher 3-Zimm.-Wohng. Zuschriften unter Nr. 429 an das Erml. Kirchenblatt Brzbg. erbet.

Junger Mann, 25 J. alt, kathol., 3 000 M. Verm., in kaufmännisch. Beruf (200 M. Monatsverdienst) sucht Heirat m. etw. Vermög. kennenzul. Zuschr. u. Nr. 425 an das Erml. Kirchenbl. Brzbg. erb.

Handwerkertochter, Mitte 30, mit kl. Landwirtschaft, wünscht kathol. Herrenbekanntschaft zwecks Heirat. Zuschr. u. Nr. 423 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg erbeten.

Postschaffn., Witwer, kinderlos, gut. Ersch., Ende 30, m. Hausgrdst., w. zw. Heirat Vergangenh. i. Alt. von 26 J. aufw. kennenzulernen. Barvermög. erw. Verschwiegenheit Ehrenfache. Ausführl. Zuschr. m. Bild, d. zurückges. wird, u. Nr. 405 a. d. Erml. Kirchenbl. Brzbg. erb.

Ich suche für meinen Bruder, 30 J. alt, ddbld., 1,68 gr., v. ansprech. Äußeren u. solid. Charakter, mit 164 Morg. gr. Erbhof im Erml., eine nette Lebensgefährtin mit rein. Vergangenh. u. entspr. Vermög. Gest. Zuschr. (mit Bild), die vertraul. behand. werd., unter Nr. 422 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg erbeten.

Ich suche für meine Schwester, Bauerntocht., kath., 30 Jahre alt, 3 000 RM. Barvermög. u. Ausst., einen Lebensgefährten auch aus der Diaspora angenehmt. Zuschr. mögl. m. Bild u. Nr. 426 a. d. Erml. Kirchenbl. Braunsberg erb.

Vom 1. 8. od. auch später wird f. Haushalt mit 3 Kindern eine ält. ehrl. kinderl. kath. Hausangestellte für Köchel gesucht. Zuschriften u. Nr. 427 an das Ermländische Kirchenblatt Braunsberg erbeten.

Katholisches Kinderfräulein

für 3 Kinder (7, 8, 11½ Jahre) sucht ab sofort oder später Rapetki, Königsberg Pr. Hammerweg 120, Telefon 20977

Neuztl. direkte Eheanbahnung Leitung: Frau Konsul Claire Kuhn, Königsberg (Pr) Hintertragh. 52 b. Telefon 32 705 Sprechzeit nur nach Anmeldung

Kath. Kinderliebe Hausgehilfin

mit etwas Kochkenntnissen zum 1. August oder später gesucht. Frau Herholz Gr. Münsdorf bei Köchel.

Ich suche im Ermland oder in Masuren eine Stelle als Küster u. Pfarrhelfer. Zuschr. u. Nr. 424 an das Erml. Kirchenbl. Brzbg. erbeten.

Ich suche für meine Gast- und Wandwirtsch. z. 1. 8. ein kinderl. jung. kath. Mädel bei Familienanschluß, das das Pflichtenjahr ab- leisten will. Zuschrift. u. Nr. 428 an d. Kirchenbl.